

Caster Semenya

Einleitung

»Zweifel, ob die 18-Jährige eine Frau ist, waren wegen ihrer männlichen Erscheinung aufgetreten. [...] Geschlechts-Tests sind bei den Olympischen Spielen 1968 eingeführt worden, nachdem eine Reihe von osteuropäischen Athleten in Verdacht geraten waren.«

Hamburger Abendblatt, 19. August 2009 [78]

30 Jahre nach Einführung des Barr-Body-Tests, der auf die Identifikation und Disqualifikation jener Sportler*innen abzielte, die ein Y-Chromosom besaßen, setzt mit der sich in den 1990er Jahren vollziehenden »Intersex-Bewegung« (Voß 2012) erstmals eine Phase der öffentlichen Aufklärung über Varianten der Geschlechtsentwicklung ein, die maßgeblich von intersexuellen Personen und kritischer Wissenschaft vorangetrieben wird. Im Zentrum der Emanzipationsbewegung steht das persönliche Outing der mitunter traumatischen Behandlungserfahrungen, die viele intersexuelle Personen im Rahmen der nach der »optimal gender policy« gestalteten medizinischen Normalisierung erlebt hatten. Analog kulminierte ihre öffentliche Präsenz auf Seiten der konstruktivistischen Disziplinen in einem Erstarken jener interdisziplinären Felder, die – wie etwa die Gender, Queer und Diversity Studies – in der Intersexualität eine geeignete Natursache erkannten, um die traditionelle Vorstellung von der Natur der zwei Geschlechter mit Verweis auf eine augenscheinliche Vielfalt an biologischen Materialitäten zu widerlegen (vgl. Rosario 2004; hierzu Butler 1995).

Parallel hierzu geht die Intersex-Bewegung erstmals auch mit weitreichenden Debatten hinsichtlich der Geschlechtersegregation im Sport einher, wo die dichotom angelegte Grenzziehung zwischen einem Sport für Frauen und einem für Männer seit den 1960er Jahren von eigens eingerichteten Medizinkommissionen

kontrolliert und der intersexuelle Körper auf der Grundlage einer binären Unterscheidungspraxis als für den Frauensport ungeeigneter verhandelt wird. Etwa zeitgleich mit dem öffentlichen Bekanntwerden der ersten medizinischen Behandlungskarrieren melden sich so auch die ersten intersexuellen Athlet*innen zu Wort, welche allen voran die im Rahmen internationaler Sportveranstaltungen angesetzten Sex-Tests, die diesen zugrundeliegenden invasiven Methoden sowie die häufig vulgäre mediale Berichterstattung über den Frauensport kritisieren.

Die Initialzündung hierzu liefert die spanische Hürdenläuferin Maria Martínez-Patiño, welche 1985 im Rahmen der World University Games in Kobe, Japan den angesetzten Sex-Tests aufgrund eines Y-Chromosoms nicht besteht und anschließend vom Turnier ausgeschlossen wird (vgl. Martínez-Patiño 2005; Fausto-Sterling 2012). Statt die Entscheidung anzuerkennen, tut sich diese mit den Biolog*innen Alison Carlson und Albert de la Chapelle zusammen und klagt mit ihnen gegen die Entscheidung des IAAF vor dem CAS (vgl. Schultz 2014; Wiesemann 2011). Als erste intersexuelle Sportlerin, die sich öffentlich gegen die Geschlechterpolitik der Welsportverbände zur Wehr setzt, wird Martínez-Patiño Recht zugesprochen, so dass man ihr in der Folge gestattet, zu den Olympischen Sommerspielen 1992 in Barcelona wieder mit im Kader des spanischen Frauen-Nationalteams aufzulaufen. Gleichzeitig läutet das Rechtsurteil einen weitreichenden Kurswechsel im internationalen Wettkampfsport der Frauen ein, als ihre Klage nach einer 30 Jahre andauernden Ära der obligatorischen Testung erstmals zu einer Aussetzung der Sex-Tests führte und zugleich Wissenschaft, Sport und Öffentlichkeit dazu anregte, die Intersexualität neu zu denken.

Vor diesem Hintergrund wurde mit der öffentlichen Sensibilisierung dafür, dass neben Männern und Frauen ferner Menschen mit weiteren physiologischen und psychologischen Entwicklungen existierten, die einen anderen Geschlechtskörper und eine andere Geschlechtsidentität besitzen konnten, auch dem im Sport bis dato gültigen Glauben an eine heteronormative Geschlechtervalidierung eine Absage erteilt. Das aus der Intersex-Bewegung hervorgegangene Statement lautete, dass das Misslingen einer binären Geschlechtersegregation nicht in den jeweiligen Messmethoden, sondern in der Natur der Sache selbst begründet liege, da sich Geschlecht nicht exakt vermessen lasse und die in einer Zeit als relevant eingestuften Geschlechtsmerkmale nicht binär, sondern graduell bzw. in Variationen und Kombinationen vorliegen können. Vor diesem politisch sich ereignenden Hintergrund vollzog sich eine ebenso weitreichende Transformation in der Regulierung der Intersexualität im Sport. Exemplarisch räumte zeitgleich Arne Ljungqvist, damaliger Leiter der Medizinkommission des IOC, 1992 (also 9 Jahre nach Alexandre de Merode) erstmals öffentlich die wissenschaftliche Problematik einer rein binären Vermessung von Geschlecht ein. In

einem zeitgenössischen Beitrag konstatiert er: »Even if a molecular method could be devised that had a small error rate, it would still just constitute a test for anucleic acid sequence, not for sex or gender. [...] It is possible that there will never be a laboratory test that will adequately assess the sex of all individuals.« (Ljungqvist & Simpson 1992, S. 851)

In Kontrast zur konstatierten Liberalisierung macht die aktuelle kritische Forschung darauf aufmerksam, dass es sich bei der in den 1990er Jahren vollzogenen Liberalisierung um ein Kurzzeitphänomen handelt und der Sport auch weiterhin an einer heteronormativen Geschlechterklassifikation festhält, mit der keine »maskierten Männer« disqualifiziert, sondern intersexuelle Sportler*innen diskriminiert werden. In diesem Zuge wird auch argumentiert, dass sich die diskursive Grenzziehung zwischen Ost und West mit Fall des Eisernen Vorhangs zu einem »North-South-Antagonism« (Bohuon 2015, S. 974) verschoben habe, so dass nicht mehr primär osteuropäische Sportler*innen, sondern im 21. Jahrhundert vor allem Sportler*innen aus südlichen Hemisphären problematisiert werden, insbesondere schwarze Athlet*innen aus afrikanischen Staaten.

Das in diesem Zusammenhang wohl bekannteste Beispiel stellt das der südafrikanischen Mittelstreckenläuferin Caster Semenya dar, bei der die ersten Geschlechtszweifel im Anschluss an ihren Goldmedaillensieg im 800-Meter-Lauf bei der Berliner Leichtathletik-WM am 20. August 2009 aufkamen. Unmittelbar nach ihrem Goldmedaillensieg ordnete der IAAF einen Sex-Test an, welcher anschließend in Südafrika als auch von verschiedenen Menschenrechtsaktivist*innen scharf kritisiert wurde. Das in diesem Rahmen ermittelte Ergebnis wurde der Öffentlichkeit vorenthalten. Lediglich das Indiz, dass Semenya dem Wettkampfsport für fast ein Jahr fernblieb, erhärtete den Verdacht, dass sie sich in der Zwischenzeit einer geschlechtsverändernden, ggf. hormonsenkenden Behandlung unterzogen hatte. Juli 2010 gab der IAAF dann bekannt, dass Semenya mit sofortiger Wirkung wieder in der Frauenleichtathletik antreten dürfe (IAAF 2010). Einige Monate später gab dieser eine neue Regelung zum Umgang mit Hyperandrogenismus im Frauensport heraus (IAAF 2011). Das IOC folgte mit einer entsprechenden Regelung im Juni 2012 (IOC 2012). 2015 ordnete der CAS eine Aussetzung der Hyperandrogenismus-Regelungen aufgrund fehlender empirischer Nachweise hinsichtlich des Einflusses eines erhöhten Testosteronspiegels auf die sportliche Leistung an. Gleichzeitig räumte dieser dem IAAF eine Frist von zwei Jahren ein, um die den Regelungen zugrundeliegende Annahme vom testosteronbedingten Leistungsvorteil nachzuweisen. Bedingt durch die Aussetzung der Hyperandrogenismus-Regelung kamen in der Folge in den Medien zahlreiche Gerüchte darüber auf, dass Semenya wieder von ihrem erhöhten Testosteronspiegel profitiere und hormonbedingt der Konkurrenz davonlaufe. Auf

Basis der vom IAAF zwei Jahre später vorgelegten Studie (Bermon & Garnier 2017), verkündete der IAAF 2018 die Einführung von neuen Regularien, den »DSD Regulations«. Diese sahen nun vor, dass intersexuelle Sportler*innen speziell mit einem 46-XY-Chromosomensatz, die beabsichtigten auf einer Strecke zwischen 400m und einer Meile anzutreten, vor dem Wettkampf nachzuweisen haben, dass ihr Testosteronspiegel in den letzten sechs Monaten unter fünf nmol/L lag, ggf. medikamentös gesenkt (CAS 2019, 2019a) Um gegen die neuen Regularien zu protestieren tat sich Semenya mit dem Südafrikanischen Leichtathletikverband (ASA) zusammen und klagte die DSD Regulations als Diskriminierung gegenüber Frauen an. Mit 2:1 Stimmen stimmte der CAS gegen die Klage und räumte abschließend ein, dass es sich bei der hormonsenkenden Behandlung zwar um eine Diskriminierung handele, diese aber notwendig und angemessen sei, um die Integrität der Frauenleichtathletik zu schützen.

Vor diesem Hintergrund zeigt sich mit Blick auf Semenya eine neue Diskursbeziehung zwischen Medien, Medizin und Sport: Wenngleich sich der Diskurs seit den 1990er Jahren deutlich lebendiger gestaltet und sich die Medizinkommissionen verstärkt und zunehmend kritisch zu den Sex-Tests positionieren, werden im Mediendiskurs verschiedene Geschlechtsmerkmale (im Falle Semenyas insbesondere Körperbau, Laufstil, Gestus, Stimme sowie Muskeln) weiterhin als Zeichen einer fälschlichen Geschlechterklassifikation markiert. Exemplarisch werden die konstatierten Zweifel an Semenyas Geschlecht rhetorisch mit vielen Fragezeichen zum Ausdruck gebracht, die sich bereits unmittelbar an ihren Goldmedaillensieg 2009 in den Titulierungen zahlreicher, auch deutschsprachiger, Qualitätsmedien sowie Boulevardzeitungen finden: »Weltmeister(in) Caster Semenya: Athlet oder Athletin?« [56] schreibt Die ZEIT, »Caster Semenya – Sextest: Ist diese Weltmeisterin ein Mann?« [57] die BILD oder »Caster Semenya: Golden Girl oder Bad Boy?« [58] fragt der FOCUS.

Wie die kritische Forschung in diesem Kontext bereits gezeigt hat, basieren die im Falle Semenyas konstruierten medialen Zweifel im Wesentlichen auf einer Diskurslogik, die auf eine heteronormativ gelagerte Ästhetisierung von hypermaskulinen versus hyperfemininen Körpern fokussiert und in diesem Zuge dem athletischen schwarzen Körper den Körper der weißen, schlanken und zu meist blonden aus dem Westen gegenüberstellt. In diesem Sinne schließen die Medien an eine traditionelle Diskurspraxis an, die im Frauensport keine sportlichen Leistungen fokussiert, sondern die Sexualisierung von Frauen in den Vordergrund rückt. Vor diesem Hintergrund machen die Untersuchungen deutlich, dass eine westliche Weiblichkeit nach wie vor rhetorisch mit sexualisierenden Begriffen wie »babe« und »blonde beauty« zum Ausdruck gebracht und so im

westlichen Mediendiskurs die Vorstellung konstruiert werde, »that female sexuality is of greater importance than athletic ability.« (Bennett et al. 2017, S. 234) Ferner zeigt sich auch angesichts der sich in den 1990er Jahren vollzogenen Liberalisierung ein nach wie vor bestehendes enges Zusammenwirken von Medien, Medizin und Sport: Anders als noch in den 1930er Jahren, als zwar die Intersexualität aber noch nicht Doping als Problem im Sport erkannt wird, und auch anders als in den 1960er Jahren, als Doping und Intersexualität als zwei gleichwertig zu sanktionierende Erscheinungen verhandelt werden, nehmen die Weltsportverbände zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine klare Trennung zwischen Intersexualität und Doping vor. Vor diesem Hintergrund wird seit der Intersex-Bewegung auch im Sport (zumindest auf Seiten der Sportverbände anders als in den Medien) keine pauschalisierende Verurteilung mehr vorgenommen, sondern stattdessen eine »vorsichtige Rhetorik« gewählt, mit der intersexuelle Körper nicht mehr per se als pathologische oder kriminelle Körper adressiert werden. Dies zeigt sich beispielhaft etwa an jenem Statement, welches der Pressesprecher des IAAF, Nick Davies, 2009 im Anschluss an den im Falle Semenjas angesetzten Sex-Test bekannt gab und hierbei die vormals noch von der damaligen Sprecherin Monique Berlioux (1967) verwendeten Termini »abnormal«, »charlatanry« und »error« durch sensiblere Umschreibungen wie »She is a human being« oder »It's not an issue of cheating« ersetzt:

»I can't say that if X happens in the future that we will, for example, retroactively strip results. It's legally very complex. It's a medical issue. It's not an issue of cheating. We're more concerned for the person not to make this something which is humiliating for her and something which is going to affect her in a negative way. This is why you will appreciate we have to be discreet. She is a human being who was born as a woman and who has grown up all her life as a woman but who is now in a position where this is being questioned.« [59]

Trotz der scheinbar gut gemeinten Absichten führte die Behandlung des IAAF als auch die mediale Berichterstattung in der Westpresse über Semenya zu weitreichender internationaler Kritik, insbesondere in Semenjas Heimatland Südafrika. Wird Semenya seit ihrem Goldmedaillensieg in den westlichen Medien überwiegend als eine »Sportler*in« mit einem virilen, zweifelhaften und behandlungsbedürftigen Körper dargestellt, werden diese Darstellungen von der südafrikanischen Öffentlichkeit als rassistischer Umgang aufgefasst und mit Verweis auf die Kolonialzeit als sich latent haltende Tradition der Diskriminierung schwarzer Frauen durch den Westen interpretiert (vgl. hierzu Günter 2017; Magubane 2014; Liotard 2016; McDonald 2017; Munro 2010). In diesem Zuge

kommt es zu einer engen Verstrickung von Medien und Öffentlichkeit in Südafrika, so dass sich zahlreiche Aktivist*innen aus Politik, Kultur und Sport zu Semenya bekennen und ihre Solidarisierung mit ihr über die südafrikanischen Medien demonstrieren. Im Zentrum des Protests steht die Kritik an einer als westlich aufgefassten Deutungshoheit von Geschlecht und der als hegemonial eingestufte Anspruch, eine westlich-medizinische Sichtweise als kulturübergreifendes Klassifikationsschema zu etablieren. In diesem Zuge werden im südafrikanischen Mediendiskurs wiederholt Parallelen zwischen Semenya und der einst von europäischen Kolonialherren verschleppten Südafrikanerin »Saartjie Baartman« (Sarah Baartman) hergestellt, die als historisches Mahnmal für den einst von Weißen praktizierten Rassismus positioniert wird (60,61,10; zu Baartman vgl. Ritter 2011). Vor diesem Hintergrund wird die Strukturkategorie race als zentraler Bezugspunkt herangezogen und mit diesem in doppelter Weise Kritik an einer westlichen Problematisierung von Geschlecht geübt: Zum einen wird kritisiert, dass Semenyas Geschlecht nur deswegen in Frage gestellt werde, weil sie äußerlich keinem westlichen Weiblichkeitsideal entspräche und mit Kurzhaarfrisur, unrasierten Beinen und ungeschminkt an den Start gehe. Zum anderen, dass der hierzu gebrauchte Begriff des »Hyperandrogenismus« und der »Intersexualität« primär westliche Kreationen darstellten, welche sich nicht problemlos auf alle anderen Kulturen übertragen ließen, welche über jeweils eigene Deutungen und Umgangsformen mit diesen Menschen besäßen.

Vor diesem Hintergrund sind seit den 2010er Jahren verschiedene Studien insbesondere aus dem Kontext der Postkolonialen Forschung, den Black und African Studies sowie der Critical Race Theory entstanden, welche die diskursive Regulierung von Semenyas Geschlecht auf den Prüfstand stellen und hierbei eine ethnozentrische Praxis kritisch hinterfragen (Magubane 2014; Munro 2010; Günter 2015, 2017; Gunkel 2012; Lawrence 2016). Gleichzeitig existieren bislang noch keine Forschungen, welche die im westlichen Mediendiskurs produzierte Problematisierung einer umfassenden diskurstheoretischen Prüfung unterziehen und dabei der Frage nachgehen, wie die Differenzmerkmale sex, gender und race diskursiv verstrickt werden. Auch bleibt offen, welche Diskurspositionen im südafrikanischen Mediendiskurs existieren und wie diese genau auf einen westlichen Problematisierungsdiskurs reagieren.

Vor diesem Hintergrund stehen folgende erkenntnisleitende Fragen im Zentrum des vorliegenden Kapitels:

- Wie werden die Strukturkategorien sex, gender und race im Falle Semenyas diskursiv verschränkt?
- Welche Diskurspositionen existieren im südafrikanischen Mediendiskurs und wie zeigt sich der in der Forschung bereits konstatierte Widerstand gegen eine als westlich-hegemonial eingestufte Geschlechter-Klassifikation?
- Welche Beziehungen werden zwischen Semenyas Geschlecht und der Leistungsfähigkeit ihres Körpers hergestellt und wie werden diese plausibel gemacht?
- Wie spiegelt sich die Deutungshoheit spezifischer Geschlechtsmerkmale, im 21. Jahrhundert insbesondere der Hormone, im Mediendiskurs wider?

Um die Diskursivierung der Intersexualität zunächst soziohistorisch zu rahmen, wird auch in diesem Kapitel zunächst eine Kontextualisierung des Sports im 21. Jahrhundert vorgenommen, das ich zusammenfassend als Zeitalter des postmodernen Sports begreife. Anschließend erfolgt eine Erläuterung der herangezogenen Quellen. In den Analysen wird zuerst der Frage nachgegangen, wie Geschlecht und Leistung diskursiv zusammengeführt werden. Anschließend wird die Deutungshoheit der Hormone verdeutlicht, welche im 21. Jahrhundert die der Chromosomen ablöst. Hieran schließt eine Erläuterung des sich im Falle Semenyas erstmals (im Gegensatz zu Ratjen und Kłobukowska) zeigenden medialen Interesses an ihrer Sexualität und sexuellen Orientierung an. Danach wird auf die Verschränkung von sex, gender und race im westlichen Mediendiskurs sowie auf die Proteste im südafrikanischen Mediendiskurs eingegangen. Abschließend wird mit Bezug auf den südafrikanischen Diskurs gezeigt, wie Semenya als Symbol des Widerstands herangezogen und über ihre Person eine Reformation der bisherigen Praktiken der Geschlechter-Regulierung eingefordert wird. Es schließt die Herausarbeitung des Verhältnisses zwischen Medien- und Medizindiskurs an. Eine Zusammenfassung schließt das Kapitel ab.

Sport in der Postmoderne

Stand der Sport im Falle Ratjens noch ganz im Zeichen der Nation, wo er von einer staatlich kontrollierten Medienpropaganda vereinnahmt wird, und fokussierte die Berichterstattung im Falle Kłobukowskas auf eine fortlaufende Thematisierung von dualistisch adressierten Systemgegensätzen, die auf die Körper übertragen werden, befindet sich der Wettkampfsport im 21. Jahrhundert in einer Zeit, die sich auch als Zeitalter der Postmoderne begreifen lässt. Im Gegensatz zum »Kalten Krieg«, welcher die historische Episode zweier konkurrierender Gesellschaftssysteme als »Supermächte« umfasst, zielt der Begriff der »Postmoderne« bzw. »postmodern« auf keine Umgrenzung eines historischen Abschnitts, sondern umgrenzt einen allgemeinen Zustand in der abendländischen Gesellschaft, Kultur und Kunst und kennzeichnet mit der Vorsilbe »Post« den Abschluss der vorangegangenen Phase, der Moderne.

Zentral für seine Etablierung waren vor allem die in den 1970er Jahren erschienenen Arbeiten Jean-François Lyotards »Das postmoderne Wissen« (1979) sowie Charles Jencks' »The Rise of Postmodern Architecture« (1975): Angeleitet von der Ambition, einen epochalen Bruch mit der Moderne anzuzeigen, charakterisieren beide die geistige Grundlage der Moderne noch als unerschütterliches Festhalten an einem kontinuierlichen Fortschrittsglauben, welcher sich in einer immer umfassenderen Erfassung von Welt und der sukzessiven Annäherung an eine »vollkommene Erkenntnis« ausgezeichnet habe. Insbesondere die totalitären Systeme des 20. Jahrhunderts hätten demnach die Ungültigkeit dieses Anspruchs in Verruf gebracht und gezeigt, dass die dingliche und subjektive Existenz keiner universellen Validität entspricht, sondern die Vorstellungen der Menschen über das »Objektive« und »Universelle« vielmehr selbst mit der gesellschaftspolitischen Situation einer Zeit verstrickt seien. Vor diesem Hintergrund lehnt die Postmoderne – bzw. ihr akademisches Pendant die »Postmoderne Theorie« – die Vorstellung einer essentiell gegebenen Welt als »so-seiend« ab und stellt dieser die Relativität des »Seienden« entgegen, mit der sie deutlich zu ma-

chen sucht, dass alle Erkenntnis, jedes Wissen und jede Wahrnehmung als relativ insofern zu begreifen sind, als ihr objektiver Geltungsanspruch durch das Vorzeichen der sozialen Situierung geprägt wird, in der sie als verallgemeinerte, ontologisierte Phänomene in Erscheinung treten. Damit steht der Begriff »Postmoderne« einerseits für ein Zeitalter »nach« der Moderne; er steht aber auch für eine Praxis des »postmodernen Denkens«, die sich gegen ein eindimensional und linear verlaufendes Sein wendet und stattdessen einen Relativismus als leitendes Prinzip postuliert, der im Kern auf der Vorstellung verschiedener, gleichberechtigt nebeneinander existierender Positionen beruht. Vor diesem Hintergrund beruht das postmoderne Denken im Kern auf der Ablehnung eines dialektisch verlaufenden Fortschrittsdenkens und betont stattdessen, dass sowohl die Welt als auch die Lebensformen auf dieser, zufällige, instabile und chaotische Erscheinungen darstellen und dieses Instabile stets etwas Unerwartetes, Anderes und Neues parat hält. In diesem Sinne stellen verschiedene Begriffe wie Pluralität, Diversität oder Heterogenität paradigmatische Schlüsselbegriffe der Postmoderne dar, die in verschiedenen gesellschaftlichen Sphären wie Wissenschaft, Politik, Kunst, Kultur oder Recht eine zunehmende »Verflüssigung« des Traditionellen anzeigen und hier inzwischen zu epistemischen Leitbegriffen avanciert sind.

Für Zygmunt Baumanns (2003, 2009) stellt ein wesentliches Kennzeichen der Postmoderne dar, dass die Lebensverhältnisse der Menschen zunehmend flüssig (»liquide«) werden und sich diese Verflüssigung primär in einer Auflösung traditionell materiell definierter Grenzen zeigt, u.a. von nationalen Grenzen oder dualistisch organisierten Machtblöcken. In diesem Zuge habe sich nach Baumann auch eine tiefgreifende Transformation innerhalb dessen vollzogen, was vormals als Macht und Machtapparaturen verstanden wurde: Nach Baumann tritt an die Stelle von monolithischen Führungen sukzessive ein organisch organisierter Schwarm, womit sich die Postmoderne als »liquide Moderne« (Baumann 2003) auch nicht mehr von dem Narrativ eines gerechten Endzustands der Welt lenken lasse, sondern an diese Stelle ein sich zunehmend als autonom erfahrendes Kollektiv rückt. Vor diesem Hintergrund konstatiert er eine weitreichende Veränderung von ehemals traditionell festgelegten Machtformen, die nicht mehr auf einseitigen Machtstrukturen und klaren Herrschaftsformen, sondern auf kollektiven Existenzen und ihrer Solidarisierungsdynamiken beruhten. Eine Folge dessen macht Baumann (2009) in der Zunahme von sog. »Anerkennungskriegen« fest, in dessen Zentrum Emanzipations- und Identitätskämpfe stehen, welche das Zeitalter der Postmoderne prägen. Die Entwicklungen zeigen sich aber auch in einer Verflüssigung von ehemals stärker vorstrukturierten Biographien und der zunehmenden Verbreitung von alternativen Lebensmodellen, z.B. von Sharing-Kulturen, Wohn-Kommunen, Umsonst-Handel oder Urban

Gardening etc. sowie die zunehmenden Auseinandersetzungen zwischen einem Denken in global-gemeinschaftlichen auf der einen und national-isolierten Grenzen auf der anderen Seite.

Im Anschluss hieran argumentiert auch Claus Leggewie (2006), dass sich im Zuge der mit der Digitalisierung entstehenden grenzenlosen Echtzeitkommunikation auch das gesellschaftliche Verständnis von topographischen Grenzen sukzessive verändert. Damit sei der Nationalstaat, welcher bislang »als oberste Analyse-Einheit modernen politischen Denkens« (S. 106) fungierte, angesichts im 21. Jahrhundert medial zunehmend global adressierter Problemlagen wie »Global Warming«, »War on Terror« oder »Cyberattacken« sukzessive durch transnationale Mechanismen des Kommunizierens ersetzt worden. Als Resultat dessen, vollzieht sich ein Prozess der Entgrenzung, in dessen Folge zunehmend kulturelle Hybride an Bedeutung erfahren, die zugleich für eine neue gesellschaftliche Wahrnehmung von globaler Existenz und globaler Kommunikation stehen. Analog sei dieser Entwicklungsprozess eingespannt in einen subjektfokussierten Vorgang der Auflösung jener traditionellen Unterscheidungen, welche bislang zwischen »natürlichen« Körpern und »künstlicher« Technik vorgenommen wurden und was sich aktuell an Entwicklungen wie Robotik, Künstlicher Intelligenz, Bigdata oder dem Internet der Dinge aufzeigen lässt, die ihrerseits paradigmatische Kennzeichen einer zunehmend entgrenzten Postmoderne darstellen.

Unter Berücksichtigung dieser Überlegungen macht sich die postmoderne »Entgrenzung« im Kontext des Sports in verschiedenen Bereichen bemerkbar. Einerseits zeigt sich, dass sich im 21. Jahrhundert die ehemals analog und eindimensional begrenzte Medienberichterstattung, die im Falle Ratjens und Klobukowskas noch nach dem Prinzip des Sender-Empfänger-Modells funktioniert, zunehmend in eine hybride, grenzenlose und multidimensionale Kommunikationsform gewandelt hat, in der nicht mehr nur *über* Sportler*innen berichtet wird, sondern diese zunehmend auch selbst medial in Erscheinung treten und über sich berichten: Etwa, indem sie in einen Dialog mit einer global adressierten Fanbase eintreten und sich über verschiedene Soziale Netzwerke wie Instagram, Facebook, Snapchat oder Twitter austauschen; oder die Community selbst über diese berichtet und so einen »eigenen« Diskurs generiert. Vor diesem Hintergrund zeichnet sich mit Blick auf den Sport und die Sportmedien gegenwärtig eine »Kommunikationsautonomie« (Haupt 2017, S. 160) ab, welche sich darin offenbart, dass nicht nur Fans, sondern auch Sportler*innen dazu aufgefordert sind, regelmäßig ihre Meinungen öffentlich zu machen, sich mit anderen auszutauschen oder öffentlich zu politischen Themen zu positionieren. Gleichzeitig wird es möglich, quasi als Nebeneffekt einer beschleunigten Verbreitung von Wissen, dass unangenehme Informationen binnen kürzester Zeit zu einem erheb-

lichen Imageverlust von bisweilen globalem Ausmaß und zu einer maßgeblichen Veränderung des Diskursverlaufs beitragen können.

Parallel hierzu vollzieht sich mit der Digitalisierung und Technisierung der Gesellschaft eine fundamentale Veränderung dessen, was bislang als ›perfekter Sportkörper‹ verhandelt wurde: Im 21. Jahrhundert ist es nicht mehr nur der qua Geburt gegebene biologische Körper, den es durch intensives Training hinsichtlich einer gesellschaftlichen Funktion als »soziale Visitenkarte« (Klein 2010) zu optimieren gilt. Vielmehr tritt zu ihm fortan der erweiterbare und technisch aufgegradete Körper, welcher durch Einsatz eines immer effizienteren technologischen ›Enhancement‹ eine neue gesellschaftliche Wahrnehmung für Körpergrenzen evoziert, die aktuell u.a. im Rahmen von Forschungen des neophänomenologisch ausgerichteten Post- und Transhumanismus erörtert werden (z.B. Göbel 2017; Uzarewicz 2011). Der Körper des als »Blade Runner« und »Fastest man on no legs« bekannten Sprinters Oscar Pistorius, welcher aufgrund einer Fibulaplasie ohne Wadenbeine geboren wurde, stellt ein exemplarisches Zeitzeugnis dafür dar, inwiefern das technische Optimierungspotential des 21. Jahrhunderts die traditionelle Grenzziehung zwischen Körper und Technik erweitert und im Sport zugleich eine etablierte Vorstellung von ›natürlicher‹ Leistung allmählich verdrängt hat.¹

Die sich mit der Digitalisierung vollziehende Entgrenzung transformiert den Körper aber auch zunehmend zu einem überwachten und kontrollierten Körper: Im 21. Jahrhundert wird der professionelle aber auch der private Sport sukzessive von einem Dispositiv der Selbstüberwachung reguliert, indem sportliche Leis-

1 Pistorius' Teilnahme am Sport ist nicht ohne Kritik. Nachdem dieser 2007 im Rahmen eines Events der IAAF gegen nichtbehinderte Athleten angetreten war und dabei als Zweitplatzierte abschnitt, erklärte er, dass er auch bei den Olympischen Spielen 2008 in Peking gegen nichtbehinderte Sportler antreten wolle. Kritiker wie Elio Locatelli vom IAAF argumentierten, dass Pistorius mit seinen Prothesen nichtbehinderten Sportlern überlegen sei. Um dies zu klären, beauftragte die IAAF den Biomechaniker Gert Peter Brüggemann von der Sporthochschule Köln ein Gutachten zu erstellen. Im Rahmen seiner Nachforschungen für dieses kam Brüggemann zu dem Ergebnis, dass die Prothesen Pistorius einen deutlichen Leistungsvorsprung verschafften und dieser somit nicht an den Olympischen Spielen 2008 in Peking gegen nicht-behinderte Sportler antreten dürfe (vgl. Carlin 2014).

tungen immer lückenloser und allgegenwärtiger aufgezeichnet, archiviert, ausgewertet und öffentlich kommuniziert werden.²

Wie am Beispiel Semenyas gezeigt werden soll, kommt es vor diesem Hintergrund aktuell zu einer hybriden Form der medialen Berichterstattung, in der die klassisch-analoge Berichterstattung, welche nach wie vor die dominante Praxis darstellt, durch mitunter ebenso kurzfristig erscheinende wie kurzzeitig gültige Onlineartikel, User-Kommentare und Blogpostings ergänzt wird und welche sich wechselseitig aufeinander beziehen. Auch zeigt sich dies daran, wie westliche und südafrikanische Medien keine isolierten Diskurse bilden, sondern die Berichterstattung, anders als noch bei Ratjen und Kłobukowska, sich vielmehr in einem grenzüberschreitenden Austausch befindet und insbesondere in Südafrika die westlichen Darstellungen Semenyas nicht zur Kenntnis genommen, sondern zielgerichtet als Anlass eines über die Medien sichtbar gemachten politischen Widerstands herangezogen werden.

Vor diesem Hintergrund einer für die Postmoderne charakteristischen Verflüssigung und Entgrenzung des Traditionellen wird auch der intersexuelle Körper erstmals als genuin eigenständiger, einzigartiger, als ein ›diverser‹ Geschlechtskörper sicht- und damit denkbar: Im Zeitalter der Postmoderne wird der intersexuelle Körper nicht mehr ausschließlich dualistisch – als entweder männlicher oder weiblicher Körper – problematisiert. Zwar wird Semenyas Geschlecht im Großteil der westlichen Berichte nach wie vor als männlich markiert und im heteronormativen Kausalschluss als ein übervorteilter Körper adressiert: Mit der »Intersex-Bewegung«, der Präsenz alternativer und liberaler Positionen in Wissenschaft, Medien und Kunst (vgl. Schweizer 2018), sowie auch der zunehmenden Anerkennung der Intersexualität als eigenes Geschlecht im internationalen Recht, hat zu Beginn des 21. Jahrhunderts ein Prozess der internationalen Institutionalisierung eingesetzt, in dessen Folge die Intersexualität zunehmend

-
- 2 Diesen Trend bezeugen z.B. jene Entwicklungen, welche sich an der »Oral Roberts University« in Tulsa im US-Bundesstaat Oklahoma ereignet haben [62]. Die Universität setzt seit geraumer Zeit für die Studierenden des Studienfachs der Sportwissenschaft das Tragen von ›Wearables‹ (z.B. Smartwatches, Fitnesstracker, Schrittzähler) ab dem Moment der Immatrikulation voraus. Hiermit ist das Ziel verbunden, dass alle mindestens 10.000 Schritte am Tag zurücklegen. Zu diesen Zwecken wurde die tägliche Schrittleistung aufgezeichnet und in einen universitären Großrechner eingespeist, wo diese ausgewertet und mit Leistungen der anderen Studierenden verglichen werden.

als eigenes Geschlecht sichtbar wird. Dieser Prozess macht sich neben einer entsprechenden medialen, juristischen und wissenschaftlichen Anerkennung ferner an den sprachlichen Vereinbarungen bemerkbar, die seit etwa einem Jahrzehnt im akademischen (und bisweilen auch im medialen) Feld getroffen werden, um intersexuelle Personen adäquat zu adressieren und so über eine entsprechende Rhetorik einen erweiterten ›Denk-Raum‹ zu erzeugen: Im Kontext des Wettkampfsports werden Körper von intersexuellen Sportler*innen zwar nach wie unter dem Motiv der Chancengleichheit reguliert, sie werden von Seiten der Sportmedien, Sportmedizin und Sportverbände jedoch nicht mehr als geschlechtliche ›Abnormitäten‹, als ›(Schein-)Zwitter‹ oder ›(Pseudo-)Hermaphroditen‹ eingestuft, wie noch in den 1930er und 1960er Jahren. Vor diesem Hintergrund macht sich dieser Pluralisierungsprozess in den Regularien der Weltsportverbände in einem allgemeinen Wandel bemerkbar, wie mit intersexuellen Körpern umgegangen wird: Als Körper, welche die dualistische Geschlechterordnung überschreiten, werden diese nicht mehr per se aufgrund eines ›anderen‹ Geschlechts problematisiert, sondern fortan grundsätzlich nur noch mit dem Argument der körperlichen Übervorteilung reguliert.

In diesem Zuge haben sich auch die im Sport bislang als repräsentativ eingestuften Geschlechtsmerkmale verändert, die ursprünglich zur Herstellung und Regulierung von Zweigeschlechterordnung herangezogen wurden. Ursprünglich bestand eine wesentliche Funktion von Medien und Medizin darin, eine dichotome Geschlechtersegregation auf der Grundlage physiologisch objektivierter Geschlechtsmerkmale zu realisieren (Genitalien, Chromosomen): Mit der zunehmenden Anerkennung weiterer Geschlechter und der Verbreitung eines Wissens über die Natürlichkeit ihrer Körper büßen auch die bislang dualistisch objektivierten Geschlechtsmerkmale an Bedeutung ein. Ihren Platz nehmen fortan Merkmale ein, welche angesichts der Existenz des ›Flüssigen‹ und ›Entgrenzten‹, von geschlechtlichen ›Hybriden‹, eine Zugehörigkeit zu einem Geschlecht in graduelltem Ausmaß regulierbar machen: die Sexualhormone. Sinnbildlich für das 21. Jahrhundert basiert der Umgang mit ihnen weniger darauf, Geschlechtskörper nach einem binären Prinzip zu taxieren als vielmehr darauf, Ordnung im Sport unter Rücksichtnahme gesellschaftlich fortan anerkannter Geschlechtskörper zu stabilisieren und hierzu ein dynamisches Körperschema anzusetzen. Vor diesem Hintergrund, wie im Folgenden gezeigt werden soll, tritt Semenya also zu einer Zeit in das Feld des Wettkampfsports ein, in welcher die Gesellschaft zwar bereits imstande ist, intersexuelle Geschlechter als eigene Geschlechter zu denken, der Sport sich aber zunächst auch noch weiterhin in der Verpflichtung sieht, eine traditionelle Ordnung durch valide Geschlechtertrennung sicherzustellen.

Quellenmaterial

In Anbetracht einer Ausdifferenzierung des Mediendiskurses zeigt sich im historischen Vergleich auch eine Transformation in der Art und Weise, wie und in welchen Kanälen Semenyas Geschlecht verhandelt wird. Im Gegensatz zu Ratjen und Kłobukowska, vollzieht sich die Verhandlung von Semenyas Geschlecht innerhalb eines global kommunizierenden Mediendiskurses, was sich nicht nur an einer insgesamt internationaler angelegten Thematisierung des Sports zeigt, sondern ferner in einer kulturellen Vielfalt von Geschlechter-Deutungen zum Ausdruck kommt, so dass mitunter die Bezeichnungen »Intersexualität«, »DSD«, »Hermaphroditismus« und insbesondere »Hyperandrogenismus im südafrikanischen Diskurs als ethnozentrischer Blick kritisiert werden. Vor diesem Hintergrund zeichnet sich die Datengrundlage im Falle Semenyas im Vergleich zu den beiden anderen Fallbeispielen durch einige Besonderheiten aus: Anders als noch bei Ratjen oder Kłobukowska, existieren im Falle Semenyas im westlichen Mediendiskurs keine Berichte, die *ohne* eine Thematisierung ihres Geschlechts auskommen. Hier gilt Semenya nicht nur als eine Person, deren weibliches Geschlecht angezweifelt wird: Die konstatierten Zweifel bilden zugleich den inhaltlichen Schwerpunkt nahezu aller Artikel; anders als im südafrikanischen Mediendiskurs, wo das Gros der Artikel Semenyas Wettkampfleistungen zum Gegenstand macht.

Um angesichts dieser Entwicklungen ein klares Bild davon wiederzugeben, wie Semenyas Geschlecht innerhalb des Mediendiskurses verhandelt wird und welche Relevanz das Unterscheidungsmerkmal *race* spielt, wurden für die Analysen zwei kontrovers zueinander stehende Mediendiskurse (westlicher vs. südafrikanischer Mediendiskurs) ins Verhältnis gesetzt und diese, wie in den vorigen Teilen, um jene Wissensquellen (darunter Medizinberichte, Stellungnahmen der Sportverbände, Interviews, Blog-Postings) ergänzt, die innerhalb des Mediendiskurses bedeutsam wurden.

Um einen möglichst aktuellen n Bezug herzustellen, wurde der Fokus der Datenerhebung auf Artikel gesetzt, die seit Semenyas Goldmedaillensieg am 19. August 2009 in Berlin entstanden sind. Auf diese Weise wurde die Quellengrundlage so konzipiert, dass einerseits eine möglichst aktuelle Datengrundlage vorlag, die im Sinne einer explorativen Studie die induktive Gewinnung allgemeiner Schlussfolgerungen ermöglicht, und diese andererseits die Möglichkeit eröffnet, etwaige kulturelle Kontroversen und Kontraste herauszuarbeiten. Damit wurden auch in ihrem Fall für die Erhebung verschiedene Suchmaschinen und Metadatenbanken herangezogen sowie Pressearchive aufgesucht. Gesichtet und erhoben wurden auf diese Weise etwa 130 deutsch- und englischsprachige Artikel, von denen nach einer systematischen Aufbereitung etwas über 100 zur Veranschaulichung des Diskurses in die Analysen eingeflossen sind.

Neben dem Erkenntnisschwerpunkt, eine mediale Diskursivierung bzw. Problematisierung herauszuarbeiten, ist es ferner das Ziel, ein Verhältnis zwischen Medien und Medizin aufzuzeigen und an dieser eine Beziehung zweier zeitgenössischer hegemonialer Diskurse des Sports zu verdeutlichen. Wie bereits am Beispiel Ratjens und Klobukowskas verdeutlicht wurde, besteht eine wesentliche Diskursstrategie darin, eine heteronormative Geschlechterordnung durch spezifische Auswahl und Verkürzung medizinischer Ansätze zu realisieren: Während in den zeitgenössischen Medizindiskursen immer auch fortschrittliche und liberale Ansätze existieren, in denen die Intersexualität nicht nur pathologisiert und kriminalisiert, sondern als weitere Geschlechterkategorie sichtbar gemacht wird, es sich also keineswegs um einen homogenen, sondern vielmehr um einen heterogenen Diskurs handelt, werden diese Ansätze innerhalb des Mediensdiskurses im Sinne einer absatzförderlichen Informationspolitik in der Regel auf kurze, reißerische und plakative Deutungen reduziert. Wenngleich Semenyas Körper inzwischen als intersexuell – bzw. selten auch noch als hermaphroditisch – adressiert wird, zeigt sich dies daran, dass verschiedene Geschlechtsmerkmale nicht nur als transgressive Zeichen markiert werden, sondern mittels Ansätzen aus der Medizin als pathologische Befunde ausgewiesen und so innerhalb einer heteronormativen Geschlechtermatrix reguliert werden; dies aktuell auch weiterhin, obwohl sich im Diskurs der Wissenschaft, des internationalen Rechts und der Öffentlichkeit seit den 1990er Jahren eine umfassende Aufklärungsbewegung vollzieht. Um dies im Anschluss an die Medienanalysen zu verdeutlichen und ein Spannungsfeld zwischen dem medialen und medizinischen Intersexdiskurs herauszuarbeiten, wurden ferner neben den bereits existierenden Arbeiten aktuelle medizinische Studien zur Intersexualität sowie politische Regularien der Weltsportverbände und des Internationalen Sportgerichtshofs herangezogen.

ANALYSEKAPITEL

Geschlecht und Leistung

Am 10. August 2017 kommentierten die Reporter Peter Leissl und Marc Windgassen im ZDF den 1500-Meter-Lauf der Frauen, der im Rahmen der Leichtathletik-Weltmeisterschaften in London ausgetragen wurde. Ihre rhetorischen Ausführungen zeigen, wie sehr noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts die westlich-mediale Berichterstattung längst überwunden geglaubte Geschlechterklischees bedient. Statt den Wettkampf der Frauen lediglich neutral zu begleiten, konzentrierten sich die Kommentatoren darauf, Zweifel am Geschlecht der zwei afrikanischen Athletinnen Caster Semenya und Docus Ajok zu bekunden, welche mit ihrer wortwörtlich »männlichen Ausstrahlung«, ihren »männlichen Gesichtszügen« und ihrem »männlichen Laufstil« nicht der Erscheinung der anderen Athletinnen entsprächen. Ihr öffentlich konstatiertes Misstrauen besiegelten sie schließlich mit dem Urteil, dass im gegenwärtigen Frauensport »humanoide Moggelpackungen« anträten und wählten eine Rhetorik, die bereits während der Ost-West-Konflikte in den Medien verwendet und welche in der Folge in kritischen Gazetten [1] sowie Onlineblogs [79] scharf verurteilt wurde. So attestierte etwa die linke »TAZ« den ZDF-Reportern ein »Gendertribunal« abgehalten und hierzu ein anachronistisches Weltbild wiederbelebt zu haben.

»Das ZDF aber klärt darüber nicht auf, sondern bedient die Klischees von Fraulichkeit, als lebte man in den Fünfzigerjahren und alle Sportlerinnen mögen bitte so aussehen, wie es die heterosexuelle Norm vorsieht: süß, adrett, ein wenig niedlich. Zuletzt waren solche Ressentiments wie die gegen Semenya in den sechziger Jahren zu hören, damals, als realsozialistische Sportler*innen nur als süße Turnerinnen gemocht wurden, nicht wenn sie Kugeln stießen oder Disken warfen, muskelbepackt und also wuchtig.« [1]

In der eigenen Untersuchung steht der obige Kommentar für eine exemplarische Diskurslogik, mit welcher der intersexuelle Körper im Sport des 21. Jahrhunderts als kein Problem genuin des Geschlechts, sondern fortan als ein relationa-

les von Geschlecht und Leistung adressiert wird. In den Analysen kristallisiert sich diesbezüglich ein regulatives Prinzip heraus, das sich in eine heteronormative sowie androzentrische Regulierung unterteilen und mit einer spezifischen Rhetorik der Problematisierung kennzeichnen lässt.

HETERONORMATIVE PROBLEMATISIERUNG

In seiner Studie »From Apartheid to Segregation in Sports. The Transgressive Body of Caster Mokgadi Semenya« (2016) argumentiert Philippe Liotard, dass sich der westlich-mediale Intersexdiskurs nicht mehr nur auf das ›andere‹ Geschlecht als ausschlaggebende Ursache beziehe, sondern sich die Problematisierung der Geschlechter im 21. Jahrhundert nur unter Berücksichtigung eines binär codierten Leistungsgedankens begreifen lasse. Hierzu arbeitet er eine Diskurslogik heraus, welche im Kern besagt, dass gegenwärtig nicht mehr der intersexuelle Körper an sich als geschlechtliche ›Abnormität‹ adressiert werde, sondern fortan der allzu leistungsstarke Körper in den Fokus rücke, welcher mit Verweis auf verschiedene, als genuin männlich codierte Geschlechtsmerkmale (darunter Stimme, Körperfigur, Hormone, Habitus) mit dem medizinischen Terminus Intersexualität verschränkt werde und auf diese Weise die so adressierten Körper als wettbewerbsverzerrend und daher regulierungsbedürftig dargestellt würden. Erst vor diesem Hintergrund sei nach ihm erklärbar, warum der intersexuelle Körper auch angesichts aller aktuell sich vollziehenden Aufklärungsbemühungen im Feld des Sports nach wie vor als grenzüberschreitender Körper adressiert und die Grenzüberschreitung über den Bezug auf binär markierte Geschlechtsmerkmale angezeigt werde. Als Argument führt Liotard an, dass Semenyas Körper erstmals im Anschluss an ihren Goldmedaillensieg 2009 in Berlin zum Gegenstand einer normativen Verhandlung gemacht worden sei, ihr Geschlecht also erstmals dann zum Problem wurde, *nachdem* sie herausragende Leistungen im Sport abgeliefert hatte. Gleichzeitig beschränke sich der Problematisierungsdiskurs im 21. Jahrhundert auch nicht mehr nur auf traditionelle Massenmedien, sondern werde insbesondere von einer Onlinecommunity transportiert, womit der intersexuelle Körper erstmals zum Teil einer global verhandelten »sportive economy of bodily differences« (ebd.) geworden sei. Um dies zu verdeutlichen, hat er ferner User-Kommentare auf YouTube untersucht, welche als Reaktion auf eine Videosequenz formuliert wurden, die den Goldmedaillensieg Semenyas in Berlin 2009 zeigt. Bei diesen fiel ihm auf, dass Semenyas Leistungen in dem Großteil der Clips sowie Kommentare als »cheating« bezeichnet und ihr Geschlecht mit Verweis auf bestimmte als geschlechtsspezifisch adressierte Merk-

male als »sexual ambiguity« problematisiert werde; was mit Kommentaren wie: »Caster, what a low voice you have« und »lol the voice is clearly man. this guy looks like a football player, Didier Drogba. XD« oder »total proof that Caster Semenya is a MAN!!« (S. 17) zum Ausdruck gebracht wird. Dabei zeige sich die diskriminierende Eigendynamik dieser Diskurslogik nach ihm auch daran, dass sie sich nicht auf objektive Fakten stütze, sondern sich auf oberflächliche Auffälligkeiten beschränkt wird, die im Kontext eines kompetitiven Sports einseitig als leistungsverzerrende Hinweise verhandelt würden. Faktisch gesehen sei Semenya mit ihrer Laufzeit von 1:55,27 Minuten zwar die schnellste Läuferin im 800-Meter-Lauf in Berlin 2009 gewesen, doch lag sie mit dieser Laufzeit sowohl zwei Sekunden hinter dem bereits 1983 von der Tschechin Jarmila Kratochvílová aufgestellten Weltrekord (1:53,28 Minuten) und im direkten Vergleich mit den Männern immer noch vier Sekunden (1:51,09 Minuten) hinter dem ersten, bereits 1912 im 800-Meter-Lauf aufgestellten Weltrekord, welcher aktuell schon bei 1:40,91 Minuten und somit 15 Sekunden unter Semenyas Laufzeit liege.

Diesen Gedanken aufgreifend lässt sich in Anlehnung an Butler auch argumentieren, dass Semenyas Geschlecht medial weder als authentisch weiblich noch männlich adressiert wird, womit ihr diskursiv eine fundamentale Strukturkategorie gesellschaftlicher Ordnungsmuster entzogen wird (vgl. Butler 2009a, S. 5-7; hierzu auch Günter 2017): Indem sie innerhalb des Mediendiskurses einerseits als äußerlich *zu* unweiblich für eine »echte« Frau und andererseits *zu* unmännlich für einen »echten« Mann und ihre Leistungen gleichzeitig als *zu* stark für den Frauensport und *zu* schwach für den Männersport eingestuft werden, wird ihr Geschlecht außerhalb der binären Ordnung verortet und ihr Körper damit als etwas sichtbar gemacht, dessen Zugehörigkeit unklar und erst noch aufzuklären sei. Damit beruht die diskursive Normierung im Kern auf einem Diskursmuster der fehlenden Einpassung in die binären Strukturen des Sports, in dessen Folge Semenyas Geschlecht als grenzüberschreitend oder aber geschlechtlos sichtbar gemacht wird.

In Anbetracht dessen wird die mediale Problematisierung durch Rekurs auf und Kombination von binär verhandelten ästhetisch besetzten Geschlechtsmerkmalen zum Ausdruck gebracht, womit ihr Geschlecht nie als ein eigenständiges, authentisch weibliches oder männliches – oder auch intersexuelles – Geschlecht adressiert wird.

»Semenya, jung, burschikos, tiefe Stimme, wurde 2009 Weltmeisterin über 800 Meter.«
[4]

»Caster Semenya's problem isn't that she's intersex – it's that her femininity doesn't look how we want it to.« [90]

»Mit ihrer tiefen Stimme bedankt sich Caster Semenya beim Londoner Publikum, nachdem sie gerade das 800-Meter-Finale (Sonntag, 21.10 Uhr) erreicht hat: ›Love you guys – ich liebe euch, Leute.« [...] Doch wegen ihres männlichen Aussehens und eines Zeitungsberichts, in dem behauptet wurde, sie sei gar keine Frau, gönnte man ihr das WM-Gold nicht.« [3]

An den obigen Auszügen lässt sich eine entstehende neue Sprechweise der binären Regulierung von Geschlecht beispielhaft daran verdeutlichen, wie die Intersexualität im 21. Jahrhundert an sich zwar nicht mehr als direkte Ursache und eigentliches ›Problem‹ adressiert wird, jedoch über eine normative Vorstellung von Weiblichkeit und die Verhandlung einer ›(un-)passablen‹ Erscheinung auch weiterhin über den Bezug auf eine bestimmte Vorstellung von legitimer und illegitimer Leistung problematisiert wird. In diesem Zuge avancieren verschiedene Geschlechtsmerkmale wie eine konstatierte »tiefe Stimme« [3,4], ein »männliches Aussehen« [3] bzw. eine »burschikos[e]« [4] Erscheinung sowie insbesondere, wie später noch ausführlich gezeigt wird, »erhöhte Testosteron-Werte« [80], zu quasiobjektiven Indizien der Geschlechternormierung. Damit wird diskursiv eine Kausalbeziehung zwischen Geschlecht und Leistung hergestellt und implizit die Vorstellung einer männlichen Leistungshegemonie über den Bezug auf eine als transgressiv markierte geschlechtliche Erscheinung beglaubigt. Die Intersexualität wird so zwar nicht mehr direkt als Problem adressiert, wie noch in den 1960er Jahren, jedoch nach wie vor die Vorstellung vom intersexuellen Körper als einen abweichenden Körper konstruiert, wenngleich sich in zeitgleich vollziehenden Entwicklungen, wie im Diskurs der Wissenschaft, der Kunst (Schweizer 2018) oder des Rechts (Rädler 2019; Schabram 2017), eine zunehmende Anerkennung der Intersexualität als eigenes Geschlecht abzeichnet. Das dagegen medial produzierte Diskursmuster lässt sich vor diesem Hintergrund zunächst mit zwei rhetorischen Regulierungen charakterisieren:

- Semenys intersexueller Körper wird innerhalb eines heteronormativen Diskurses problematisiert, welcher den Geschlechterdualismus von Mann und Frau als Erscheinungen einer natürlichen Ordnung begreift und diesen primär über binär ästhetisierte Geschlechtsmerkmale reproduziert.
- Im Mediendiskurs wird eine rhetorische Kausalbeziehung zwischen Geschlecht und Leistung hergestellt, welche spezifische Geschlechtsmerkmale als transgressive Zeichen eines unrechtmäßig erworbenen Erfolgs ausweist

und so eine männliche Leistungshegemonie im Sport über den intersexuellen Körper anzeigt.

Im Anschluss hieran lässt sich mit Fabian Rose (2016) auch von einer im westlichen Mediendiskurs produzierten »intersexuation hypothesis« (S. 101ff.) sprechen. Der von ihm in Abgrenzung zum medizinischen Terminus »intersexuality« entwickelte Begriff »intersexuation« zeigt an, dass die mediale Problematisierung im Falle Semenyas einem Diskursmuster der dualistischen Abgrenzung von männlichen und weiblichen Geschlechteridealen folgt und sich dabei auf den Körper als zentrales Unterscheidungskriterium bezieht: »The ›inter‹ of the term is part of a process of distinction between bodies, based on so-called ›sexed‹ physiological characteristics and considered to be the source of a clear and legitimate demarcation between ›men‹ and ›women‹.« (S. 110) Im Anschluss an Foucaults Repressionshypothese argumentiert Rose, dass Semenyas intersexueller Körper durch mediale und medizinische Heteronormierung, Verbannung und Hormontherapie normalisiert und die Intersexualität somit auch weiterhin ihrer Sichtbarkeit als eigenes Geschlecht beraubt werde, indem man sie im Feld des Sports einer dichotomen Strukturlogik anpasst. Vor diesem Hintergrund existiere eine unmittelbare Verbindung zwischen einer Feldstruktur und der von dieser ausgehenden Materialisierung als äußere Zwangseinwirkung, als sich diese in einer normativen Einpassung niederschläge. In diesem Sinne werde Semenyas Körper, wie bereits Günter (2015) hinwies, im Wettkampfsport einer normalisierenden Regulierung von »unambiguity« (S. 8) unterworfen, welche die Existenz der Intersexualität einerseits negiert und gleichsam als produktiven Faktor zur Beglaubigung von Zweigeschlechterordnung heranzieht.

Das Diskursmuster einer heteronormativ gelagerten Negation des intersexuellen Körpers wird ferner durch Einsatz verschiedener bildlicher Illustrationen verstärkt. Damit zeichnet sich ihre mediale Darstellung im Gegensatz zu Ratjen und Klobukowska durch das Spezifikum aus, dass sich im Großteil der Artikel mindestens eine Ablichtung von Semenya findet, welche diese zumeist in actu, etwa während des Sprints oder in triumphierender Geste, zeigt und die Athletin gleichsam als Fixpunkt einer anschließenden Bezeugung von Zweigeschlechterordnung heranzieht. Damit gehen sprachliche und bildliche Darstellungen in der Regel eine produktive Beziehung insofern ein, als über diese mit Bezug auf die o.g. Schwerpunktsetzung auf Geschlecht und Leistung etwaige Unstimmigkeiten konstruiert und diese durch spezifische Bildausschnitte und Erläuterungen produziert werden.

Abbildung 23: Semenya: Muskulöser als ihre Konkurrentinnen



Caster Semenya (rechts) ist deutlich muskulöser gebaut als ihre Konkurrentinnen.

© EPA 

Aufnahme aus »Frankfurter Allgemeine Zeitung« Online vom 07.08.2017

Abbildung 23 aus der FAZ [25] zeigt ein solches Bild vom 1500-Meter-Lauf der Frauen, welcher im Rahmen der Londoner-Weltmeisterschaften 2017 ausgetragen wurde und durch eine intendierte Bildgestaltung einer spezifischen Rezeptionserfahrung Vorschub leistet. Zu sehen ist so bereits keine breite Aufnahme, sondern ein enger Bildausschnitt, welcher lediglich drei der insgesamt zwölf Athlet*innen aus dem Wettlauf zeigt. Die Fokussierung auf ihre Körper wird einerseits durch die vergrößerte Positionierung der Sportler*innen im Zentrum des Bildes sowie durch Ausblendung aller anderen Objekte erreicht, die als potentiell ablenkende Nebenschauplätze im Hintergrund vernebelt werden. Sichtbar wird so eine Semenya, die an der Spitze allen anderen davonläuft. Dicht hinter ihr die beiden Letztplatzierten des Rennens: die Deutsche Hanna Klein und die Äthiopierin Genzebe Dibaba. Wenngleich Semenya in diesem Wettlauf »nur« Dritte wird, suggeriert die Bildsprache eine Führungsposition, welche sprachlich anschließend mit der sich unter dem Bild befindenden Anmerkung: »Caster Semenya (rechts) ist deutlich muskulöser gebaut als ihr Konkurrentinnen« [25] auf einen im Verhältnis auffälligen Körper zugespißt wird.

Damit bringt das Bild nicht nur in einer heteronormativen Deutung zum Ausdruck, dass es sich bei Semenyas Körper um einen »unweiblichen« bzw. »männlichen« Körper handelt; ferner schließt die bildliche Darstellung an eine westlich-kulturgeschichtliche Geschlechternormierung an, mit der leistungsstarke Frauen seitjeher als unweiblich, bedrohlich und mysteriös klassifiziert werden

und die erkannte Bedrohung u.a. durch ein visuelles Zeigen von aktiven Körpern zum Ausdruck gebracht wird. Wie John Harris und Ben Clayton (2002) in ihrer Studie am Beispiel der Tennisspielerin Anna Kournikova argumentieren, werden »Leistung« und »Aktivität« im Sport nach wie vor als genuin männlich konnotierte Eigenschaften diskursiviert, wodurch im Kausalschluss leistungsstarke und aktive Frauen als unweiblich adressiert würden. In diesem Sinne beruhe eine zentrale mediale Diskursstrategie darauf, die Vorstellung einer originären Weiblichkeit durch passive, laszive und sexualisierte Posen zum Ausdruck zu bringen und Unweiblichkeit im Bildlichen durch einen aktiven, konfrontativen und asexuellen Körper anzuzeigen. Hieran anschließend konnte Jennifer Hargreaves (1994) auch zeigen, dass sich der Sport treibende Frauenkörper in einem heteronormativen und damit immer auch heterosexistischen Diskursfeld bewegt, in welchem »Femininity« innerhalb eines Diskursfelds der »sporting pornography« (S. 167) verhandelt und in dessen Umkehrschluss das Bild erzeugt werde, dass »»real« sports are for men and women are there to provide excitement and arousal.« (Ebd.) Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen werden Sport treibende Frauen nach wie vor seltener in aktiven Rollen gezeigt (vgl. Pfister 2017), es sei denn, so lässt sich mit Verweis auf Semenya sagen, die Darstellungen forcieren in subtiler Weise auf eine Herausstellung von »Unweiblichkeit«.

Exemplarisch lässt sich diese Form der Geschlechterproblematisierung an einem am 14. August 2017 unter dem Titel: »Männliche Gesichtszüge?« im Boulevardblatt »Brigitte« erschienenen Artikel verdeutlichen [6]. Der Beitrag schließt an die o.g. Ausführungen der Reporter Leissl und Windgassen an und führt weiter aus, dass sich im Falle Semenyas eine konstatierte Unweiblichkeit speziell an den Punkten: »Ausstrahlung«, »Laufstil« und »Gesichtszüge« [6] bemerkbar mache. Dabei fällt insbesondere die Tatsache auf, dass Semenyas Leistungen im Rahmen einer allgemeinen Abwertung der Frau bezeugt werden, wohlgermerkt in einer »Frauenzeitschrift«. In den Beschreibungen wird in diesem Zuge exemplarisch eine auf verschiedenen Gegensätzen beruhende Heteronormierung erzeugt, die gleichsam als Merkmale einer originären Weiblichkeit ausgedeutet werden. So heißt es im provokativen Boulevardblatt-Stil, dass eine echte weibliche Ausstrahlung im Gegensatz zu Semenyas »selbstbewussten« Auftretens stünde, da sich Weiblichkeit genuin durch »Unsicherheit und Unterwürfigkeit« [6] auszeichne; so sei in Semenyas »Blick« [6] etwa nicht der für Sport treibende Frauen typische »biestige Ausdruck« [6] zu erkennen und zudem sei ihr angewinkelter und gleichmäßiger Laufstil für einen weiblichen Laufstil mit langen Armen und nach innen versetzten Beinen zu maskulin.

»Caster Semenya hat eine durchaus männliche Ausstrahlung.

Absolut. Caster wirkt unheimlich selbstbewusst. Sie ist offenbar so siegessicher, dass sie vor dem Lauf sogar gähnt. Das kann ja nur auf Langeweile oder Müdigkeit hindeuten, beides beweist, dass sie ihre Konkurrentinnen nicht ernst nimmt. Eine weibliche Ausstrahlung transportiert immer Unsicherheit und Unterwürfigkeit, ganz klar.

Caster Semenya hat einen männlichen Laufstil.

Überhaupt keine Frage. Beide Arme schwingen angewinkelt und gleichmäßig am Körper entlang, Casters Schritte sind gerade und effizient. Bei einem weiblichen Laufstil sind die Arme immer lang, manchmal auch in die Hüften gestemmt, und die Füße werden leicht nach innen gesetzt. Man muss nur mal Casters Laufstil mit dem von Jorge González vergleichen, um den Unterschied zu erkennen.

Caster Semenyas Gesicht hat männliche Gesichtszüge.

Und wie! Dieser lässige Blick! Man hat gar nicht den Eindruck, dass sie darüber nachdenkt, wie die anderen sie finden. Auch als sie ihren Konkurrentinnen die Hand gibt, ist überhaupt kein biestiger Ausdruck in ihren Zügen zu erkennen, wie man es von einem weiblichen Gesicht erwarten würde.« [6]

Dieser sich bis hinein in die Boulevardpresse erstreckende Diskurs schließt an eine Tradition an, die Gertrud Pfister (1995) bereits in den 1990er Jahren als »Widerstand gegen die Beteiligung von Frauen« (S. 8) im Sport beschrieben hat. Pfister hat gezeigt, wie sich seit der Öffnung des modernen Sports für Frauen insbesondere jene Sportlerinnen einem kritischen Blick ausgesetzt sehen, deren »Körper und Bewegungsformen mit Männlichkeit assoziiert« (S. 9) werden. Im Falle Semenyas lässt sich dieser Aspekt insofern konkretisieren, dass das medial konstruierte Geschlechterproblem im Kern auf der Annahme einer kausalistischen Verquickung von Geschlecht und Leistung, oder mit Liotard (2016), von sex, gender und »performance« (S. 20) beruht. In diesem Sinne wird über Semenya die von Butler (1999) konstatierte Annahme verdeutlicht, dass sich gender nur als expressiver Ausdruck einer biologischen Materialität verstehen lasse und diese wiederum mit einer quasinatürlichen körperlichen Performanz aber auch mit spezifischen sozialen Wahrnehmungen und Erwartungen von und an Frauen einhergeht (S. 7). In dieser Diskurslogik bringt Semenyas Geschlecht kein genuin eigenständiges Problem zum Ausdruck, sondern wird erst in jenem Moment zu einem »gemacht«, als ihre Leistung spezifische kulturelle Erwartungen von Frauen übertrifft und dieses konstatierte »zu viel an Leistung« mit Verweis auf männliche Komponenten als un- bzw. übernatürlich erklärt wird.

ANDROZENTRISMUS & ANDROGENISMUS

Damit macht die Untersuchung deutlich, dass das Diskursmuster einer heteronormativen Geschlechterproblematisierung im Falle Semenyas einerseits mittels Rekurs auf binär gedeutete Geschlechtsmerkmale sowie andererseits mit dem durch Verweis auf diese produzierten Annahmen einer männlichen Leistungshegemonie – einer »superiority of the male sex« (Günter 2015, S. 8) – beglaubigt wird. In diesem Sinne wird Semenya Geschlecht nicht nur durch Anzeigen bestimmter »grenzüberschreitender« Geschlechtsmerkmale als Problem markiert: Die diskursive Markierung ist immer auch an die Konstruktion einer bestimmten Vorstellung von geschlechtlicher Über- und Unterlegenheit gekoppelt. Vor diesem Hintergrund tragen verschiedene als relevant eingestufte Geschlechtsmerkmale, wie ein muskulöser Körperbau, eine tiefe Stimme oder ein männlicher Laufstil, ihrerseits dazu bei, eine binäre Ordnung über den Bezug auf den Körper als Ordnung der Natur auszuweisen und diese andererseits mit einer generalisierten Vorstellung von natürlichen und unnatürlichen Leistungspotentialen auszustatten. In diesem Sinne lässt sich auch von einer androzentrischen Deutungspraxis insofern sprechen, als Geschlecht und Leistung diskursiv stets an einem männlichen Leistungsprimat bemessen werden und von diesem wiederum eine weibliche Leistung als inferiores Potential abgegrenzt wird.

Die Analysen machen deutlich, dass bei der Bezeugung von geschlechtsbedingten Leistungsdifferenzen dem Begriff »Hyperandrogenismus« eine zentrale Rolle beigemessen wird. Bei »Hyperandrogenismus« handelt es sich um einen medizinischen Fachterminus, der bereits aufgrund seiner Etymologie und Komposition aus »Hyper« (griech.f. »über«) und »Androgenismus« (griech. v. andrós f. »Mann, männlich«) einer Geschlechterasymmetrie Vorschub leistet, in dem dieser die Vorstellung eines »zu viel« an »männlichen Merkmalen« in einem »nicht-männlichen« Körper suggeriert und dieses über als männlich deklarierte Hormone sichtbar macht; dies, obgleich medizinisch »Androgene« wie Testosteron auch in Frauenkörpern vorkommen. In diesem Sinne wird Semenya nicht nur als unweiblich dargestellt, die konstatierte Unweiblichkeit wird im Mediendiskurs – wie schon im Falle Kłobukowskas – mittels eines medizinischen Fachwissens bezeugt, mit dem das konstatierte »Problem« als objektiver Befund sichtbar gemacht wird.

»South African – who won Olympic gold at London 2012 and Rio 2016 – has levels of testosterone three times higher than an average woman due to hyperandrogenism. CASTER SEMENYA is tipped to dominate in the women's 1500 meters tonight – but there are those who believe she has an unfair advantage. [...] Semenya – who won World Champi-

onships gold in the 800m in 2009 and added an Olympic silver at London 2012 – has levels of testosterone three times higher than is expected in women due to hyperandrogenism.« [9]

»Der Fall Caster Semenya ist deshalb so schwer einzuordnen, weil keine veröffentlichte Diagnose vorliegt. Es gibt aber kaum Zweifel daran, dass sie intersexuell ist. Das heißt, sie ist anatomisch und hormonell nicht eindeutig dem weiblichen oder dem männlichen Geschlecht zuzuordnen. Sicher weiß man, dass Semenyas Testosteronwert deutlich über dem Durchschnittswert von Frauen liegt.« [8]

Neben den ›Auffälligkeiten‹, die in Semenyas Ausstrahlung und Laufstil erkannt werden, wird medial ferner an eine Praxis der Problematisierung über den Bezug auf Fortpflanzungsorgane angeschlossen. In einer grenzüberschreitenden Rhetorik wird dabei insbesondere auf Semenyas Gebärmutter und Ovarien Bezug genommen und ein konstatiertes Fehlen dieser anschließend auf eine spekulative Intersexdiagnose zurückgeführt.

»Semenya has no womb or ovaries but, because of a chromosomal abnormality, internal testes. Semenya identifies as a woman – as is anybody’s right – but some would label her as intersex.« [9]

»Semenya was born with undescended testes, the report said, which provided her with three times the amount of testosterone present in an average female.« [10]

Mit dem Bezug auf binär klassifizierte Keimdrüsen, auf Ovarien und Testis, wird an eine Diskurstradition angeschlossen, deren Regulierungsprinzip bereits im Falle Kłobukowskas existierte: Die geschlechtliche Grenzüberschreitung wird mit Verweis auf das Vorhandensein von Reproduktionsorganen angezeigt, welche im Rahmen einer dichotomen Naturalisierung als originäre Zeichen von Zugehörigkeiten adressiert werden. In dieser Hinsicht werden ›problematische‹ Körperzeichen in doppelter Hinsicht produktiv gemacht: Sie dienen einerseits dazu, eine zweigeschlechtlich codierte Vorstellung von asymmetrischer Leistung über den Bezug auf den Geschlechtskörper als Naturgesetzmäßigkeit zu beglaubigen und andererseits dazu, durch Verweis auf illegitime Geschlechtsmerkmale die von den Sportverbänden in Betracht gezogenen Sex-Tests öffentlich als rechtmäßige Praxis zu legitimieren: »It is essential to take account of this widespread assumption that gender is codeterminous with sex because it is what legitimizes curiosity and doubts about Caster Semenya’s gender, as well as justifying the tests to which the athlete has been subjected by the IAAF.« (Rose

2016, S. 104) Vor diesem Hintergrund trägt der westliche Mediendiskurs maßgeblich dazu bei, eine kollektive Rezeptionserfahrung von Semenys Geschlecht in Abgrenzung zu denen anderer Frauen als »unnatural, unfeminin and trans woman« (ebd.) herzustellen.

Analog wird eine latente Geschlechterdiskriminierung dadurch verschleiert, dass der Ausschluss von Frauen und Eingriffe an ihren Körpern unter dem Vorwand eines medizinischen Anliegens legitimiert werden und hierzu suggeriert, dass es nicht nur um Fairness im Sport, sondern ferner um die Gesundheit gehe. Auf diese Weise wird medial eine alltagstheoretische und androzentrisch gelagerte Vorstellung von Fairness mittels eines ethischen Diskurses über Gesundheit produktiv gemacht. Diese diskursive Fokussierung auf das Thema der Gesundheit wird nicht nur im Mediendiskurs zum Thema gemacht. Bereits in den 2011 veröffentlichten »IAAF Regulations Governing Eligibility of Females with Hyperandrogenism« werden die Themen Intersexualität und Gesundheit miteinander verstrickt.¹ In diesen heißt es: »if the condition [intersexuality] remains undiagnosed or neglected, [it] can pose a risk to health.« (S. 1)

Wie Morgan Holmes (2008) auch argumentiert, stellt die Vorstellung, die Intersexualität stelle eine geschlechtliche Abweichung und ein Gesundheitsrisiko dar, Diskursprodukt einer etablierten Praxis der Normalisierung von intersexuellen Körpern dar, welche in einem »medical gaze« (S. 114) (Foucaults »ärztlicher Blick«) eine unproblematische Variation von Geschlecht zur Krankheit erklärten. In diesem Sinne, so auch Fabien Rose (2016), fungierten pathologisierende Begriffe wie »Hyperandrogenismus« als rhetorische

»modalit[ies] of naturalization and, by extension, of normalization of Caster Semenys's gender. [...] The acknowledgement of a sex that is ›inter‹, which is thought of as an ambiguous sex, which has ›both male and female characteristics‹, also contributes to leaving intact the categories ›male/man/masculine‹ and ›female/woman/feminine‹. This reductive framework for understanding intersexuation should be seen as a particularly subtle way of reaffirming the status of these binary categories as an undisputable ›truth‹.« (S. 110)

1 Entscheidenden Einfluss nahm zudem die Stellungnahme des damaligen IAAF-Generalsekretärs Pierre Weiss ein. Dieser gab im Anschluss an Semenys Sieg 2009 in Berlin in einer öffentlichen Diskussion folgendes Statement ab: »Es ist klar, dass sie eine Frau ist, aber vielleicht nicht zu 100 Prozent. Man muss prüfen, ob sie im Vergleich zu ihrer Konkurrenz aus einer möglichen Intersexualität einen Vorteil gehabt hat.« [2,8,11]

Ferner lässt sich eine diskursive Regulierung daran konkretisieren, auf welche Weise Semenyas Körper nie als ein autonomer Körper adressiert und stattdessen mit Verweis auf ein »zu viel an etwas«, etwa ein zu hohes Androgenlevel, fortlaufend als männlicher Körper markiert wird. Dieses Diskursmuster einer androzentrisk gelagerten Geschlechterproblematisierung existierte zwar bereits in einer anderen Form bei Ratjen und Kłobukowska: Sie nimmt im Falle Semenyas jedoch ein wesentlich umfassenderes Ausmaß insofern an, als »Männlichkeit« nicht mehr als selbstreferentielle Kategorie aufgeführt, sondern fortan mittels eines ausdifferenzierten Sammeluriums an medizinischen Begriffen und Grenzziehungen naturalisiert wird. Damit wird Semenyas Leistung im westlichen Mediendiskurs (im Gegensatz zum südafrikanischen) nie nur als Leistung einer herausragenden Sportlerin thematisiert, sondern stets in eine diskursive Beziehung mit einer Medizindiagnose überführt, mit der diese wiederum als medizinisch fundierte »Über-Fähigkeit«, als »Hyperandrogenismus«, adressiert wird. Erst innerhalb dieses rhetorischen Kausalismus gilt Semenya als eine Person, die sich aufgrund einer vorliegenden pathologischen Kondition gegen die Konkurrenz an »echten« Frauen durchsetzen würde.

»Die 26-Jährige kam ja als Olympiasiegerin und Weltjahresbeste nach London. Doch die Leichtigkeit, mit der die Südafrikanerin am Sonntagabend auf der Zielgeraden an den Rivalinnen vorbeiflog, überraschte dann doch. [...] Woher sie diese Energie nehme, ist die 26-Jährige anschließend vom Stadionmoderator gefragt worden. [...] Die Überlegenheit, mit der Caster Semenya sich ihren insgesamt dritten WM-Titel sicherte, wird die Debatte um ihre angeblich hohen Testosteronwerte jedenfalls verschärfen; diese Werte sollen ihr einen Vorteil im Kampf gegen ihre Geschlechtsgenossinnen bescheren.« [18]

»Ajee Wilson's agent, Ray Flynn, said earlier this year: »It's an open secret that her event has become monopolised by athletes born with hyperandrogenism. It's a difficult situation but ironically, they discriminate against women themselves. It's not an even playing field.« [19]

»So mühelos, wie sie siegt, weckt sie den Eindruck, dass sie ihr Potential längst noch nicht ausgeschöpft hat. Ihre Leistungsexplosion ist das Ergebnis einer persönlichen Befreiung. Und eine Belastung für den Sport.« [5]

Treffend kommentierte dies auch der ehemalige deutsche Leichtathletikverbandspräsident Clemens Prokop mit dem Statement, dass Semenya in der westlichen Presse als »Mannweib« [8] dargestellt werde, »das den Frauen die Titel klaut.«

Hormonelle Deutungshoheiten

Am 21. September 2009 äußert sich der Sportwissenschaftler und ehemalige Präsident des Deutschen Leichtathletik-Verbands (DLV) Helmut Digel öffentlich zum zukünftigen Umgang des Leistungssports mit dem »dritten Geschlecht« [13]. Seine Stellungnahme wird anschließend sowohl in der DOSB-Presse (Deutscher Olympischer Sportbund) als auch online auf diversen Webseiten veröffentlicht, u.a. auf der Homepage der GERMAN ROAD RACES e.V., einer Interessengemeinschaft von derzeit 61 großen Laufveranstaltern [14]. Der unter dem Titel »Intersexualität und Hochleistungssport – Was ist, wenn ein drittes Geschlecht an die Tür des internationalen Sports klopft?« veröffentlichte Artikel lässt sich als beispielhafter Beleg dafür anführen, auf welche Weise die Intersexualität im Sport zu Beginn des 21. Jahrhunderts im Spannungsfeld zwischen einer sich weiterhin haltenden pathologisierenden Geschlechternormierung und sich allmählich auch medial abzeichnenden Liberalisierung adressiert wird. In seiner umfassenden Stellungnahme räumt Digel zwar ein, dass nach medizinischem Kenntnisstand neben männlich und weiblich auch ein »drittes Geschlecht« [14] existiere und dieses zukünftig als eigene Geschlechterkategorie anzuerkennen sei, seine Feststellung wird jedoch nicht nur als politisches Statement eines anzuerkennenden Geschlechts positioniert, sondern der intersexuelle Körper anschließend mit Begriffen wie »Problem«, »betroffen« und »Zwitter« sowie mit dem Verweis auf das aus den 1960er Jahren bekannte Narrativ des »maskierten Mannes« im Frauensport als Bedrohung für das Gleichheitsprinzip des Sports adressiert. So heißt es in seinem umfassenden Statement:

»Immer häufiger ist es jedoch möglich, dass bei Jugendwettbewerben Teilnehmer erwischt werden, die ein falsches Alter angegeben haben und dass sich bei Frauenwettbewerben Männer eingeschlichen haben, um auf diese Weise die Wahrscheinlichkeit eines Sieges zu erhöhen. Dass sich Frauen hingegen bei Männerwettbewerben einschleichen ist eher unwahrscheinlich. [...] Was wäre die Konsequenz für den organisierten Wettkampfsport,

wenn man neben Männern und Frauen von einem ›dritten Geschlecht‹ oder gar mehreren Geschlechtern zu sprechen hätte, die an die Tür des internationalen Sports klopfen? Nicht nur die Leichtathletik-Weltmeisterschaft in Berlin im Jahr 2009 hat diese Frage aufgeworfen. Das Problem der Intersexualität gibt es seit Jahrzehnten im internationalen Hochleistungssport, sämtliche Sportarten können davon betroffen sein, und es ist nicht ein Problem einer bestimmten Ethnie, wie vieler Orts angenommen wurde. Aus anthropologischer Sicht können davon alle uns bekannten menschlichen Gesellschaften betroffen sein. Schon seit längerer Zeit haben Wissenschaftler darauf hingewiesen, dass die Zahl jener Geburten steigt, bei denen zum Zeitpunkt der Geburt eine eindeutige Zuordnung zu einem Geschlecht nicht möglich ist. Geboren werden dabei so genannte Hermaphrodite bzw. Intersexuelle, die als drittes Geschlecht betrachtet werden können. In der Alltagssprache werden solche Menschen als Zwitter bezeichnet. Dabei wird nicht jenes Phänomen gemeint, das unter Evolutionsgesichtspunkten für den Sport nicht weniger von Interesse sein könnte. Schon seit längerer Zeit wird davon ausgegangen, dass es zu einer Angleichung der Geschlechter kommt, was mit dem Begriff der Androgynität erfasst wird. Dieser Wandel zeigt sich uns im Habitus von Männern und Frauen, in deren Persönlichkeit und in den sie prägenden Handlungsmustern, die sich gemäß dieser Beobachtung immer mehr angleichen. [...] In der Praxis der Geburt von Menschen wurde und wird dieses Problem in relativ eindeutiger und einfacher Weise gelöst. Das neugeborene Kind wird bei Geburt anhand der äußerlich erkennbaren Geschlechtsmerkmale von einem Arzt und einer Hebamme entweder dem weiblichen oder dem männlichen Geschlecht zugeordnet, eine Zuordnung zur Gruppe der Zwitter ist aus rechtlichen Gründen nicht erlaubt.« [13]

Wie Sandra Günter (2017) auch betont, werde mit solchen Positionen ein falsches Bild von intersexuellen als transvestitischen Sportler*innen erzeugt, welche sich aus opportunistischen Motiven Zugang zum Frauensport verschafften. Damit werde die Intersexualität als Negativbeispiel im Sport sichtbar, an dem die Idee eines auf binärer Disjunktion beruhenden Leistungssports ethisch fundiert und so resignifiziert werde (S. 126f.).

Verdeutlichen lässt sich dies im o.g. Passus an zwei Aspekten: Einerseits daran, dass die Intersexualität auch bei der eingeforderten Anerkennung eines ›dritten Geschlechts‹ nach wie vor als medizinisches Problem eingestuft wird, und andererseits, dass diese an das sich seit dem Kalten Krieg haltende Narrativ der ›maskierten Männer‹ im Frauensport angeschlossen und so als eine Art ›Ur-Bedrohung‹ des modernen Sports eingestuft wird. Vor diesem Hintergrund gelten intersexuelle Sportler*innen in der obigen Einschätzung nach wie vor als keine ›echten‹ oder ›eigenen‹ Geschlechter, auch wenn ihre Anerkennung in Aussicht gestellt wird, sondern werden als verkleidete Sportler adressiert, die

sich »eingeschlichen haben« und welche ähnlich wie jene, »die ein falsches Alter angegeben haben« [13], »erwischt werden« [13].

Am 24. April 2011 gab Helmut Digel eine erneute Stellungnahme auf der Webseite des DOSB ab [15], in der er die vormalis verwendeten Begriffe »Zwiter«, »Hermaphrodite«, »Problem« und »drittes Geschlecht« durch »Phänomen« und »Intersexualität« ersetzte. Mit Bezug auf den intersexuellen Körper argumentierte er in dieser, dass sich das Interesse des organisierten Sports nicht an der*dem einzelnen Sportler*in, sondern »am Erhalt des Fairplay-Prinzips« [15] zu bemessen habe und dieses »höher gewichtet werden müsse, als der Schutz der Privatheit« [15]. Abschließend forderte er mit Bezug auf Semenya: »Das Interesse der Gemeinschaft steht vor dem Interesse des Einzelnen.« [15] Wenige Wochen später traf der IAAF die Entscheidung, wieder Sex-Tests in der Frauenleichtathletik durchzuführen.

Hieran anschließend argumentiert auch Neville Hoad (2010), dass in den westlichen Medien eine naturalistische Verbindung zwischen den Topoi »Transgender« und »Transgressive« hergestellt wird, welche die sportpolitische Regulierung im Umgang mit »transitive bodies« (S. 397) produktiv flankiert. Das Transitive, so Hoad, äußere sich primär darin, dass der intersexuelle Körper in den westlichen Medien als »anomalous imposition« (ebd.) verhandelt werde. Dreh- und Angelpunkt einer hieraus gefolgerten »unfair advantage« (S. 398), macht er in der Deutungshoheit des ausschließlich als »männlich« verhandelten Hormons Testosteron aus, das er als zentrales Indiz einer heteronormativen Objektivierung von »gender transitions« (ebd.) im 21. Jahrhundert identifiziert. Im Zentrum seiner Argumentation steht die Frage, was im Kontext des Sports überhaupt eine »unfair natural advantage« sei, da »advantages« weniger eine pathologische Feststellung als vielmehr ein notwendiger Regelfall und das Fundament von Wettbewerb überhaupt darstellten.

»What is sporting competition other than training to enhance whatever unfair natural advantage each competitor has? No man under six foot has won a tennis grand slam since Andre Agassi. Serena Williams's power, size and speed are often seen to confer unfair advantages against her smaller, ostensibly wilier (in terms of tactics) adversary Justine Henin in assessments not uncolored by racial stereotypes. The WTA (Women's Tennis Association) has shown no interest in regulating these differences in natural advantages.« (S. 399)

Vor diesem Hintergrund, so Hoad weiter, gehe es bei der Herstellung des konsequent eingeforderten »level playing fields« weniger um die Herstellung von Gerechtigkeit – oder eines, wie Digel konstatiert, »Erhalt des Fairplay-Prinzips« –, als vielmehr darum, Zweigeschlechterordnung zum Naturgesetz zu erklären und

dieses Naturgesetz mit Bezug auf stetig wechselnde und fortlaufend als unumstößlich markierte Geschlechtsmerkmale zu beglaubigen.

In diesem Setting lösen die Sexualhormone jene bisherige Deutungshoheit der Geschlechtsteile (Ratjen) sowie Geschlechtschromosomen (Kłobukowska) ab. Hieran anschließend hat Brenna Munro (2010) gezeigt, dass die diskursive Deutungshoheit der Hormone eine kulturelle Praxis der Herstellung symbolischer Zweigeschlechtlichkeit darstellt, die eine »uncrossable ground of difference« (S. 384) generiert. Sie argumentiert, dass medial eine naturalistische Vorstellung von Gerechtigkeit im Sport auf der Grundlage von »sexual differences as condition of human« (S. 399) generalisiert werde; ähnlich wie John Sloop (2016), der konstatiert, dass die kausalistische Verbindung, die im Mediendiskurs analog zur Geschlechterpolitik zwischen Gerechtigkeit, Leistung und Geschlecht hergestellt werde, eine positivistische Segregationspraxis darstellt, welche die Komplexität der biologischen Geschlechtervielfalt aus pragmatischen Gründen simplifiziere (S. 176).

Doch stellen ferner kritische Positionen, welche die Deutungshoheit der Hormone anzweifeln und sich für eine komplexere Berücksichtigung von Geschlecht aussprechen, im 21. Jahrhundert erstmals auch Bestandteil des Medientdiskurses dar.

Eine zentrale Sprecherposition nimmt in diesem Kontext die Intersexforscherin Alice Dreger ein, welche u.a. für Onlineblogs [91] sowie US-amerikanische Tageszeitungen wie der »New York Times« [16] kritische Beiträge zum Thema Intersexualität verfasst und dabei biomedizinisches und sozialwissenschaftliches Wissen verbindet. Als Reaktion auf die Fokussierung auf Sexualhormone im Falle Semenyas hat Dreger einen Beitrag verfasst, welcher am 22. August 2009 im Anschluss an Semenyas Erfolg in Berlin in der NYT unter dem Titel: »Where's the Rulebook for Sex Verification?« erschienen ist und in welchem sie die einseitig hormonell fixierte Geschlechtszuordnung als verkürzten Biologismus beschreibt.

»O.K., you say, if chromosomes and genitals do not work, how about hormones? We might assume that it is hormones that really matter in terms of whether someone has an athletic advantage. Well, women and men make the same hormones, just in different quantities, on average. The average man has more androgens than the average woman. But to state the obvious, the average female athlete is not the average woman. In some sports, she is likely to have naturally high levels of androgens. That is probably part of why she has succeeded athletically. By the way, that is also why she is often flat-chested, boyish looking and may have a bigger than-average clitoris. High levels of androgens can do all that. Sure, in certain sports, a woman with naturally high levels of androgens has an ad-

vantage. But is it an unfair advantage? I don't think so. Some men naturally have higher levels of androgens than other men. Is that unfair? Consider an analogy: Men on average are taller than women. But do we stop women from competing if a male-typical height gives them an advantage over shorter women? Can we imagine a Michele Phelps or a Patricia Ewing being told, ›You're too tall to compete as a woman?‹ So why would we want to tell some women, ›You naturally have too high a level of androgens to compete as a woman?‹ There seems to be nothing wrong with this kind of natural advantage.« [16]¹

Wenngleich sie aus Sicht einer Medizinerin einen differenzierten Blick auf das Thema einstellt, stellen solche Positionen im Mediendiskurs nach wie vor eher Ausnahmen dar. In nahezu allen Beiträgen wird stattdessen eine geschlechtsanzeigende Deutungshoheit der Hormone, insbesondere von Testosteron, bezeugt, als dass dieses konsequent als originär männliche Substanz (als »Androgen«) und zugleich als primärer Leistungsindikator adressiert wird. Damit wird mit Bezug auf Testosteron ein geschlechtsspezifisches Leistungspotential insofern objektiviert, als dieses zu einem geschlechtsspezifischen Merkmal erklärt und dieses wiederum als Anzeiger von sportlicher Leistung und letztlich Überlegenheit auf Seiten der Frauen eingestuft wird. Hieran anschließend argumentiert Stephanie Young (2015), dass sich Hormone auf besondere Weise dazu eignen, um eine binäre Ordnung angesichts einer zunehmenden Fluidität zu objektivieren. Sie führt dies auf zwei Aspekte zurück: Zum einen, da Hormone ihrer natürlichen Beschaffenheit als körperinnere Substanzen entsprechend Objektivität suggerierten und so über eine Praxis der naturwissenschaftlichen Herausstellung *sui generis* Aussagekraft und Autorität generieren; und zum anderen, da inzwischen das Sprechen über Hormone und den eigenen Hormonhaushalt Bestandteil eines alltäglichen Austausches geworden ist und einen zentralen Stellenwert bei der Verhandlung von Geschlecht bezieht, etwa unter Kraftsport treibenden Männern, die Muskelaufbau gezielt mit ihrem Testosteronwert in Verbindung brin-

-
- 1 Kritische Stimmen finden sich nicht nur auf Seiten von Wissenschaftler*innen, sondern auch unter Sportler*innen. Kurz nach Semenys Sieg forderte auf deutscher Seite z.B. Andreas Krieger, welcher 1986 das europäische Diskuswerfen noch als Heidi Krieger gewann, in der »Sunday Times«, dass angesichts der biologisch inzwischen erkannten Geschlechterevidenz nur Semenya selbst entscheiden dürfe, welchem Geschlecht sie angehört und richtete sich so gegen die Medien, die Semenyas Geschlecht primär als Frage des Körpers und der biologischen Veranlagung verhandeln (vgl. hierzu auch Henne 2014).

gen, oder unter schwangeren Frauen, die postnatale Emotionslagen wie den ›Baby Blues‹ mit Hormonschwankungen erklären.

Mit Bezug auf Semenya wird die Deutungshoheit der Hormone im Sport u.a. daran bezeugt, wie ihr Comeback an der Weltspitze im Jahr 2015 nach einer länger andauernden erfolglosen Phase mit einem neuen ›Testosteron-Hoch‹ erklärt und dieses auf das Absetzen einer vormals noch von den Sportverbänden angeordneten Hormonsenkung zurückgeführt wird. Hierzu einige Beispiele:

»Als der Cas den Grenzwert von 10 Nanomol Testosteron (pro Liter Blut) aufhob, verbesserten sich die Leistungen von Caster Semenya signifikant. Die mit 1,78 Meter Körpergröße fast all ihre Konkurrentinnen überragende und deutlich massivere Caster Semenya brachte beim Diamond-League-Meeting von Monaco 2016 die 800 Meter in 1:55,27 Minuten hinter sich – das waren acht Sekunden weniger als beim Gewinn der Weltmeisterschaft im Jahr zuvor. So schnell wie sie war seit fast zehn Jahren keine Frau mehr gewesen.« [5]

»Die damals 18-Jährige war gerade Weltmeisterin auf 800 Meter geworden. Weil sie ihre Zeiten in den Monaten zuvor aber ungewöhnlich deutlich verbessert hatte und weil sie kräftiger war als die Konkurrentinnen, sah sie sich mit einem Vorwurf konfrontiert: Sie sei gar keine richtige Frau. Der Leichtathletik-Weltverband (IAAF) forderte einen Weiblichkeitstest, Semenya durfte erst ein Jahr später wieder laufen. Fortan mit künstlich gesenktem Testosteron, denn die IAAF sah gerade in den hohen Werten der Südafrikanerin einen Wettbewerbsvorteil. Bei den Spielen von Rio tritt Semenya wieder auf 800 Meter an und war die große Favoritin. Bei Olympia 2012 in London erlief sie noch Silber, damals mit niedrig gehaltenem Testosteron und einer Leistung, die deutlich langsamer war als ihre Weltmeisterzeit in Berlin.« [12]

»Nach einer angeblich langwierigen Knieverletzung und dem Verpassen der WM 2013 in Moskau tauchte Semenya 2015 wieder in der Weltspitze auf. Während sie bei der WM in Peking noch im Halbfinale scheiterte, lief die 1,78 Meter große Läuferin bei den Olympischen Spielen 2016 in Rio nationalen Rekord (1:55,28) und holte sich die Goldmedaille. Alles Zufall?« [2]

Vor diesem Hintergrund lassen sich im Mediendiskurs drei Argumentationsweisen identifizieren, mittels derer der Einfluss der Hormone auf sportliche Leistungen bezeugt wird und welche durch Einsatz verschiedener ›zweifelerregender‹ Indizien den intersexuellen Körper als einen überlegenen und problematischen Körper markieren:

- Formulierungen wie: »... nach einer angeblich langwierigen Knieverletzung ...« [2], »... während sie bei der WM in Peking noch scheiterte ...« [2] oder »So schnell wie sie war seit fast zehn Jahren keine Frau mehr gewesen ...« [5] konstruieren Zweifel und suggerieren ein opportunistisches Motiv, Semenya würde sich zielgerichtet eines biologisch bevorteilten Körpers bedienen und hierzu einen Scheinvorwand zum eigenen Vorteil heranziehen.
- Die rhetorische Herstellung kontrastierender Vergleiche, wie die eines Abschneidens zwischen 2013 (»Verpassen der WM 2013 in Moskau« [2]) und 2016 (»lief [...] bei den Olympischen Spielen 2016 in Rio nationalen Rekord« [2]) deuten an, dass Semenya in der Zwischenzeit eine körperliche Veränderung durchgemacht habe, die ihren Körper in einen überlegenen Körper umgewandelt bzw. diesen zurück in einen männlichen entwickelt habe.
- Mit Feststellungen wie: »Sie ist wieder die alte« [5] oder »Alles Zufall?« [2] wird eine Parallele zum vormaligen Diskurs der Problematisierung hergestellt und damit die Startberechtigung des intersexuellen Körpers angezweifelt. Vor diesem Hintergrund werden Semenyas Leistungen nicht als Potential, Leistung oder Talent einer individuellen Sportlerin, sondern in erster Linie als Folge einer hormonellen Konstitution und somit als Ergebnis einer sportpolitischen Entscheidung angezeigt.

Argumentativ korrespondiert dieses Diskursmuster im Kern auf einer Entscheidung des CAS, welcher infolge der Klage der Mittelstreckenläuferin Dutee Chand den Testosterongrenzwert im Frauensport 2015 zunächst aufhob und womit im medialen Kausalschluss erklärt wird, dass sich hiermit »auch die Leistungen von Caster Semenya« [5] verbessert hätten.

Die diskursive Verschränkung von Hormonen und Leistung findet sich nicht nur in deutschen Medien, sondern erstreckt sich über den gesamten westlichen Mediendiskurs. Auch in den englischsprachigen Medien existieren ähnliche Sprachregelungen. Hier heißt es z.B.: »Semenya has hyperandrogenism, meaning she has excessive levels of testosterone in her body, which some of her detractors claim gives her an unfair advantage over her opponents.« [17] Oder: »CASTER SEMENYA is tipped to dominate in the women's 1500 metres tonight – but there are those who believe she has an unfair advantage.« [9]

Gleichzeitig rücken angesichts der Deutungshoheit von Hormonen andere potentielle Leistungsträger – wie die Länge von Semenyas Beinen, ihre Ausdauer, ihr Alter, ihre Vitalwerte, das Training etc., – in den Hintergrund. Vor diesem Hintergrund wird durch einen einseitigen Fokus auf Hormone Semenyas Leistung als Sportlerin entpersonifiziert: Im westlichen Mediendiskurs wird jeder Er-

folg Semenyas nicht als Resultat eines individuellen Einsatzes oder Talents thematisiert, sondern auf das Vorhandensein von als männlich markierten Hormonen zurückgeführt, wodurch diese medial als eine Art biologischer Erfolgsgarant bezeugt werden. Damit wird im Mediendiskurs eine männliche Leistungshegemonie nicht nur durch Ausgrenzung (etwa von Frauen oder intersexuellen Sportler*innen im Feld des Sports) beglaubigt, sondern durch den Gebrauch naturwissenschaftlich fundierter Indizien objektiviert.

Diese Argumentationsfigur wird insbesondere daran deutlich, wie Semenyas Leistungen in eine dynamisch-kausalistische Beziehung zu einem konstatierten »Androgenlevel« gesetzt werden. Vor diesem Hintergrund fungiert ein bestimmter Wert an als männlich klassifizierten Hormonen gleichsam als zentrale Triebfeder ihrer Leistung bzw. Leistung wird wiederum auf einen bestimmten Wert an männlichen Hormonen zurückgeführt, die mit Umschreibungen wie »... her body produced an abnormally high amount of testosterone« [20] oder »seit der Aufhebung des Grenzwertes wenig später läuft sie schneller als je zuvor« [18] ausgedrückt werden.

»Semenya made worldwide headlines as a 19-year-old when she won the 2009 world title with reports afterwards claiming tests had revealed her body produced an abnormally high amount of testosterone.« [20]

»It was Semenya's second podium finish of the week after she pipped Britain's Laura Muir to bronze in the 1500m final and reignited the debate about hyperandrogenism, the condition she has which is characterized by very high levels of naturally occurring testosterone.« [19]

»Die IAAF hat nun eine Studie vorliegen, mit der sie demnächst wieder vors Sportgericht ziehen will. Caster Semenya hatte sich zwischenzeitlich wohl einer Hormontherapie unterziehen müssen, um die körpereigene Testosteronproduktion zu regulieren. Bei der WM 2015 war sie noch im Halbfinale ausgeschieden. Seit der Aufhebung des Grenzwertes wenig später läuft sie schneller als je zuvor.« [18]

»Bei Olympia 2012 in London lief sie noch Silber, damals mit niedrig gehaltenem Testosteron und einer Leistung, die deutlich langsamer war als ihre Weltmeisterzeit in Berlin. Diesmal aber muss Semenya, deren Testosteron dreimal höher als der Höchstwert von 99 Prozent der Frauen ist, ihre Werte nicht mehr senken. ›Ich fühle mich gut. Mein Körper fühlt sich gut an‹, sagte sie nach dem Halbfinallauf, mit dem sie sich problemlos als Erste für das Finale qualifizierte.« [12]

In ihrem 1993 veröffentlichten Aufsatz »The Five Sexes: Why Male and Female are not Enough« argumentiert Anne Fausto-Sterling, dass unser Verständnis von Zweigeschlechterordnung keine natürliche Gegebenheit, sondern das Ergebnis eines historischen Diskursverlaufs darstellt. Durch Verbindung einer sozial- mit einer naturwissenschaftlichen Perspektive argumentiert sie, dass der medizinische Intersexdiskurs einen Macht-Wissen-Komplex darstellt, dessen Naturalisierungen in biomedizinischen Wissensformationen produziert würden und diese sich über bestimmte Behandlungspraktiken wie Operationen und Hormontherapien in subjektiv gelebten Wirklichkeiten mit spezifisch hergestellten Körpern materialisierten. Bereits am Anfang der 1990er Jahre kritisierte sie so, dass der intersexuelle Körper in Medien- und Medizindiskurs mittels heteronormativer Deutungen reguliert werde, welche nur eine dualistische Entweder-Oder-Zugehörigkeit kennen würden und in der Folge weitere Geschlechter als abweichend und abnorm labelten: »Hermaphrodites have unruly bodies. They do not fall into a binary classification.« (Fausto-Sterling 1993, S. 22) Um diese diskriminierende Praxis einzudämmen, schlägt sie vor, zukünftig eine erweiterte Klassifikation auf der Grundlage von fünf gegebenen Geschlechtern vorzunehmen: »male«, »female«, »merm«, »ferm« und »herm« (ebd., S. 20). In der deutschsprachigen Intersexforschung war es zuletzt Kathrin Zehnder (2014), die Fausto-Sterlings Überlegungen aufgriff und am Beispiel Semenyas den normativen Link zwischen Medien und Medizin herausstellte. Vor diesem Hintergrund, so Zehnder, beruhe auch die im westlichen Mediendiskurs verbreitete Praxis einer heteronormativen Deutung von Geschlecht auf Basis von »männlichen« Hormonen im Kern darauf, »das Andere, das Nicht-Normale, Nicht-Natürliche auszugrenzen. Der diskursiv konstruierte Normalkörper verweist folglich immer auch auf den abweichenden Körper.« (S. 130) Damit werden herausragende Leistungen im Frauensport in einer heteronormativen Betrachtung als genuin männliches Resultat gedeutet, ähnlich wie die vermeintlich männlichen Geschlechtsteile im Falle Ratjens oder das Y-Chromosom bei Kłobukowska.

»Wenn nicht der Geschlechtskörper, sondern einzelne Merkmale aussagekräftig für Leistungsfähigkeit sind, stellt sich die Frage, welcher Aspekt dies in welchem Maß ist. Dass es nicht der Penis oder der Bart ist, der Männer schneller laufen lässt als Frauen scheint banal, aber was ist es dann? Sind es die Hormone? Nicht unbedingt, denn eine Person mit CAIS bspw. produziert in »männlichen« Gonaden zwar Androgene (sprich, »männliche« Hormone) in einem ansonsten »weiblichen« Körper. Der Körper reagiert jedoch nicht auf

die Einflüsse der Androgene, er ist gegen sie resistent. Eventuell ist ein solches ›Syndrom‹ also gar ein Nachteil.« (Zehnder 2014, S. 133)²

In diesem Sinne lassen sich Fausto-Sterlings und Zehnders Kritik an einer dualistischen Geschlechternormierung exemplarisch daran verdeutlichen, wie im westlichen Mediendiskurs nach einer Ära der Genitalien und Chromosomen fortan in den Hormonen das zentrale Kriterium zur Herausstellung eines normalen, gesunden und mit Bezug auf den Sport partizipationsfähigen und legitimen Frauenkörpers erkannt wird. Vor diesem Hintergrund markiert ein zu viel oder zu wenig an Testosteron die Grenzziehung zwischen einem legitimen und illegitimen Körper und verweist so auf den von Fausto-Sterling konstatierten »unruly body« (1993, S. 22).

-
- 2 Die Medizin versteht unter CAIS die »Komplette Androgenresistenz« (»Complete Androgene Insensitivity Syndrome«). Diese beschreibt intersexuelle Individuen mit einem XY-Chromosomensatz, welche medizinisch gesehen überdurchschnittlich viele Androgene produzieren, diese aber aufgrund eines »Androgenrezeptordefekts« nicht an den Zellen des Körpers andocken können. Damit kommt es bei einem XY-Chromosomensatz weder im Mutterleib noch nach der Geburt zu einer »Vermännlichung« des Körpers.

Sex + Gender = Sexuality?

Aufgrund seines geschichtlichen Hintergrunds und seiner expliziten Körperorientierung stellt der Sport ein gesellschaftliches Handlungsfeld dar, in welchem die Regulierung von Geschlecht vielfach mit einer Problematisierung der Sexualität einhergeht und vice versa. Die Ausführungen zu Ratjen haben bereits gezeigt, wie eine zeitgenössische Thematisierung des Frauensports unter konsequentem Bezug auf drei diskursiv miteinander verschränkte Bezüge vorgenommen wurde: die mediale und medizinische Erörterung einer ›Eignung‹ des Körpers für den Sport, insbesondere Wettkampfsport, die Thematisierung von gesellschaftlichen Erwartungen an Frauen, die als natürliche Erwartungen markiert werden sowie die in diesem Zusammenhang wiederkehrende Frage, wie stark sich der Sport auf die Beziehung und insbesondere die Fertilität der Frau auswirkt. In diesem Sinne entstand mit Öffnung des modernen Sports für Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits ein primär medizinisch fundierter Diskurs, in welchem auf Grundlage verschiedener Ansätze die Strukturkategorien sex, gender und sexuality verschränkt und so über den Sport geschlechtsspezifische Zugangsrechte reguliert wurden. Vor diesem Hintergrund ist die Diskursivierung von sexuality im Kontext des Sports zwar bereits im frühen 20. Jahrhundert verbreitet und wird als zentrale Kategorie zur diskursiven Verhandlung von Frauenkörpern herangezogen; eine mediale Erörterung, welche sich neben einer Thematisierung der weiblichen Reproduktion auf weitere Aspekte wie die sexuelle Orientierung oder eine etwaige Hetero- bzw. Homosexualität fokussiert, findet sich auch heute noch.

Ein kurzes Beispiel: Als im Rahmen des Sydney International Tennis Tournaments im Jahr 1999 die Französin Amélie Mauresmo mit ihrer Beziehungspartnerin zum Turnier anreiste, kamen in den Medien homophobe Äußerungen auf, die nicht nur ihre sexuelle Orientierung kritisierten, sondern konsequent an Zweifel an ihrer weiblichen Geschlechtszugehörigkeit gekoppelt wurden. Vor diesem Hintergrund gab bereits die Tatsache, dass eine Sportlerin im Frauenten-

nis antrat, die nicht nur homosexuell war, sondern ihre Homosexualität innerhalb der heteronormativen Strukturen des Sports öffentlich lebte, Anlass, sowohl Mauresmos Geschlechtszugehörigkeit als auch ihre sportlichen Leistungen hinsichtlich ihrer Eignung für den Frauensport in Frage zu stellen. Beispielhaft wurde in einer zeitgenössischen Ausgabe der »New York Times« ein Interview mit der Schweizer Tennisspielerin Martina Hingis abgedruckt, welche Mauresmos Homosexualität gleichsam auf ihre geschlechtliche Erscheinung ausdehnte und hierzu konstatierte: »She's here with her girlfriend. In fact, she's half a man. [...] I listened to the press conference, and she really said that she was half a man because she was with a woman. Despite her young age, she has got responsibilities in light of her ranking. She needs to understand certain things.« [23] Parallel hierzu wurde auch eine Stellungnahme von Mauresmos Halbfinal-Kontrahentin bei den Australian Open, Lindsey Davenport, in den Medien veröffentlicht, in der diese nach einem Exkurs über das Thema Homosexualität angab, dass Mauresmos »shoulders looked huge for a normal woman« und gegen sie zu spielen »was like playing a guy.« [24] Und auch heute noch wird Kritik an Mauresmos Sexualität mittels Aussagen verstrickt, die Zweifel an ihrem weiblichen Geschlecht zum Ausdruck bringen [64].

Diskurstheoretisch lässt sich sexuality definieren als ein konstitutiver Bezugspunkt bei der diskursiven Verhandlung von Geschlecht über den Aspekt der sexuellen Orientierung sowie sexuellen Attraktivität, welche häufig miteinander in Beziehung gesetzt und in heteronormativen Feldern mit einem heterosexistischen Ideal kontrastiert werden. Mit Blick auf den Sport argumentiert Pat Griffin (1992), dass die Fokussierung auf die Strukturkategorie sexuality ein Residual patriarchaler Ordnungen im Sport darstelle. In Anbetracht dessen stelle ein »lesbian label« (S. 12) eine auch weiterhin geläufige sexistische Diskurspraxis dar, die im Kern darauf abziele, »to define the boundaries of acceptable female behavior in a patriarchal culture: When a woman is called a lesbian, she knows she is out of bounds.« (Ebd.)

Dieses Diskursmuster zeigt sich auch in der eigenen Untersuchung. So wird deutlich, dass im westlichen Mediendiskurs die Thematisierung von Semenyas sexuality insofern existiert, als Aussagen über ihre Homosexualität inhaltlich häufig mit Aussagen über ihr Geschlecht verschränkt und beide als Indizien zur Kennzeichnung eines problematischen Geschlechts gewertet werden. In diesem Sinne konkretisieren sich die anfangs noch spekulativen Erörterungen hinsichtlich von Semenyas sexueller Orientierung [37,65] im Laufe der Zeit dahingehend, dass diese systematisch mit Bezug auf ihre Beziehung mit der ehemaligen Leichtathletin Violet Raseboya einer heteronormativen Betrachtung unterzogen und diese diskursiv mit Aussagen über ihr Geschlecht und insbesondere ihren als

männlich klassifizierten Hormonstatus verschränkt werden [7,17, 19,25]. Diese Diskurslogik zeigt sich dann etwa so, dass Semenya in einer heteronormativen Deutung nicht nur zu einer Sportlerin mit einem zu hohen Testosteronwert erklärt wird, sondern diese Erklärung in einer anschließenden Deutung gleichsam mit Aussagen über ihre sexuelle Orientierung am weiblichen Geschlecht verschränkt und so innerhalb eines heteronormativen Deutungsrahmens ein »männliches Geschlecht« über den Bezug auf einen »männlichen Körper« und eine »männliche Sexualität« bezeugt wird. Auf diese Weise wird sprachlich eine Kongruenz zwischen den Differenzmerkmalen sex, gender und sexuality erzeugt, die den Verdacht konstruiert, dass nicht nur Semenyas Verhalten und Körper, sondern auch ihre Sexualität »unweiblich« seien und es sich bei ihr somit definitiv um keine »echte« Frau handelt.

Beispielhaft lässt sich dieses Diskursmuster an einem in der britischen »Guardian« veröffentlichten Artikel verdeutlichen [88]. Im Fokus des Beitrags steht zwar nach wie vor Semenyas Geschlechtskörper, doch wird in diesem ferner ihren geschlechtlichen Interessen sowie ihrer sexuellen Orientierung Bedeutung beigemessen. In diesem Zuge verstrickt der Beitrag argumentativ Einblicke in Semenyas Körper mit Wissen über ihr privates Leben. Die Kongruenz wird anschließend durch Bezug auf die drei Strukturkategorien hergestellt. Vor diesem Hintergrund wird die Argumentationsfigur wie folgt entfaltet:

- Zunächst auf der Ebene von Semenyas sex, dass sich ihr biologischer Geschlechtskörper durch ungewöhnlich hohe Androgenwerte auszeichne und hierfür ihre Keimdrüsen verantwortlich seien (»... internal testes that produce unusually high levels of testosterone for a woman«);
- Im Anschluss auf der Ebene von gender, dass Semenyas Leben seit ihrer Kindheit von Neigungen zu quasimännlichen Sportarten wie Fußball und Ringen und einer Abneigung gegenüber frauenspezifischen Interessen geprägt sei (»... the tough little girl who preferred playing football and wrestling to wearing dresses or brushing the hair of a doll«);
- Sowie anschließend mit Bezug auf sexuality, dass sie bereits seit Jahren in einer langjährigen homosexuellen Beziehung mit Violet Raseboya lebe (»she and her friend, Ledile Violet Raseboya, an international cross-country and middle-distance runner whom everyone calls Violet, eye the electrified black sky with wry amusement«).

Wenngleich die Ausführungen im Einzelnen keiner Diskriminierung Vorschub leisten, beruht die subtile Art und Weise der Problematisierung geradezu darauf, dass über eine Sportlerin und gleichzeitig nicht über den Sport berichtet wird,

sondern vielmehr über verschiedene intime Bereiche (Körper, Verhalten, Beziehung, Sexualität) gesprochen und über diese eine logische Struktur hergestellt wird, die im Umkehrschluss den Anschein einer Kausalbeziehung produziert und den Eindruck vermittelt, dass es sich bei den genannten Informationen um offensichtliche Fakten einer spezifischen Geschlechtszugehörigkeit handelt. In diesem Sinne fungieren diskurstheoretisch Informationsfragmente als eine Art einzelne Puzzleteile, die in ihrer einmaligen und quasistimmigen Kombination ein einzig denkbares Gesamtbild erzeugen und dieses als unwiderlegbare Evidenz beglaubigen. Damit wird die Vorstellung erzeugt, dass es sich bei Semenya um eine zweifelsfrei männliche Person handelt, welche ihre Erfolge einer genuin männlichen – und nicht weiblichen oder intersexuellen – Konstitution verdankt und welche sich zweifelsfrei an ihrem Körper, ihren bereits seit Kindesbeinen an bestehenden Interessen sowie auch ihrer sexuellen Orientierung ablesen lasse.

DIE ANRUFUNG UND UMDEUTUNG VON SEXUALITY

In Anbetracht der diskursiven Schwerpunktsetzung stellt sich die Frage, wie sich das mediale Interesse an Semenyas Sexualität erklären lässt? Wieso finden sich statt Erörterungen über ihre homosexuelle Beziehung keine anderen Schwerpunkte, die im körperfokussierten Feld des Sports sinnvoller erscheinen, z.B. zu ihrer Fitness, Gesundheit, Ernährung oder zu etwaigen Verletzungen im Sport?

Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, erscheint es mir sinnvoll, den Mediendiskurs nicht als eine Informationsplattform zu betrachten, auf der lediglich *über* etwas berichtet wird, sondern als ein konstitutives Erzeugungsprinzip *von* sozialer Wirklichkeit zu reflektieren. Vor diesem Hintergrund handelt es sich bei dem im Mediendiskurs generierten Wissen um keine Informationen im alltagsgebräuchlichen Sinne, welche lediglich »informieren«, indem sie einen Einblick in bzw. Überblick über verschiedene Themen liefern; mit der Vermittlung von wissensbasierten Ein- und Überblicken ist diskurstheoretisch vielmehr ein wissenssoziologischer Vorgang der Konstruktion verbunden, welcher sich in einer spezifischen Weise der Anschauung und Wahrnehmung, Ausgestaltung und Regulierung manifestiert (vgl. Keller 2011).

Um innerhalb dieses konstitutiven Prozesses ein theoretisches Augenmerk auf die mediale Praxis der Konstitution von Geschlecht und Sexualität zu richten, lässt sich ferner Butlers Theorem der Authentifizierung bzw. Anrufung heranziehen, welches sie im Anschluss an Louis Althusser weiterentwickelt hat. Authentifizierung und Anrufung (bei Althusser »Interpellation«) werden bei ihr insofern miteinander verschränkt, als Anrufung jene soziale Praxis beschreibt,

welche Individuen diskursiv als Subjekte identifiziert und so innerhalb eines soziokulturellen Gefüges mit einer sozialen Identität ausstattet, diese also authentifiziert werden. In diesem Sinne bezeichnet Subjektivierung eine spezifische Perspektive auf ein prozessual geformtes und sich formendes Individuum, welches im Zuge seiner Existenz innerhalb gesellschaftlicher und kultureller Bedingungen zu einem, mit Andreas Reckwitz (2017), »gesellschaftlich zurechenbaren« (S. 126) und mit »bestimmten Wünschen und Wissensformen ausgestatteten Wesen« (ebd.) wird. Vor diesem Hintergrund heißt Authentifizierung bei Butler zweierlei: Einerseits diskursiv als Subjekt mit einer geschlechtlichen und sexuellen Identität angerufen und hierdurch erst als solches identifiziert zu werden; und andererseits, diese diskursive Identifizierung performativ über das eigene Selbst zu rekonstituieren. In diesem Sinne *wird* das Individuum durch diskursive Anrufung erst zum Subjekt, es *ist* aber zugleich immer auch selbst anrufendes Subjekt. Die sozialen Bedingungen, unter denen Subjekte als geschlechtliche Subjekte authentifiziert werden, sieht Butler parallel zu den Schwerpunkten, die sich im Rahmen der vorliegenden Analysen zeigen, in den drei Differenzkategorien »anatomic sex«, »social gender« und »sexual desire« begründet. Nach Butler ist es die Ausformung und die Beziehung dieser drei Merkmale, welche Individuen innerhalb einer heteronormativen Matrix als normale oder abnorme, feminine oder unfeminine sowie männliche oder unmännliche Subjekte sichtbar machen.

Die eigenen Analysen bestätigen im Falle Semenys die konstitutive Relevanz der drei genannten Differenzkategorien in mehrerlei Hinsicht. Diskursiv zeigt sich dies etwa daran, dass Geschlechtszweifel im Falle Semenys einerseits nie als singuläre Sprachkonstruktionen auftreten, welche sich nur auf eine Erörterung ihres Geschlechts oder ihrer Sexualität beschränken, sondern erst durch Überlappungen hergestellt werden; und zum anderen, dass die Verschränkungen bereits seit der Berliner Leichtathletik-WM 2009 existieren, wo Semenya nicht nur als Subjekt mit einem männlichen Geschlecht bzw. einer männlichen Erscheinung identifiziert, sondern ihre Erscheinung ferner mit sexualisierenden Attributen wie »butch lesbian look« (Liotard 2016, S. 21f.) oder »breathhtakingly butch« (Young 2015, S. 331) sichtbar gemacht wird. Vor diesem Hintergrund zeigt sich, dass die konstatierte Abweichung, mit der Semenys Geschlecht auf der Grundlage heteronormativ gedeuteter Geschlechtsmerkmale, pathologisierender Begriffe und medizinischer Diagnosen sowie scheinbar geschlechtsspezifischer Interessen und Verhaltensweisen angezeigt wird, von einer zielgerichteten Thematisierung ihrer (Homo-)Sexualität untermauert wird: Aussagen über Semenys sexuality fungieren so gleichsam als richtungsweisende Indizien zur Aufklärung eines ›wahren Geschlechts‹ und untermauern durch ihr Zusammen-

spiel mit anderen Eigenschaften die Argumentation einer ›eigentlichen Unweiblichkeit‹. Vor diesem Hintergrund wird Semenya nicht nur auf der Grundlage einer heteronormativen Deutung ihres ›hyperandrogenen‹ Körpers oder ihrer Vorliebe für Fußball, Hosen und Freundschaften mit Männern als problematisches Subjekt im Frauensport markiert, sondern auch mittels Aussagen darüber, dass sie als weibliche Person und Sportlerin im Frauensport kein sexuelles Interesse an Männern zeige.

Doch Anrufung bedeutet nicht nur *von* Diskursen im Sinne eines äußeren Zwangs oder einer latenten Fremdbestimmung angerufen zu werden und so in einer sozialen Position unwiderruflich fixiert zu werden. Anrufung, wie Arne Dekker (2012) auch hinweist, impliziert immer auch die Möglichkeit, »sich nicht *nicht* dazu verhalten zu können.« (S. 224) Hierauf Bezugnehmend macht auch Stephanie Young (2015) deutlich, dass vor allem in Neuen Medien – insbesondere in Onlineblogs sowie Socia-News-Aggregatoren wie Reddit – mit Bezug auf Semenya an einer ›anderen‹ Anrufung gearbeitet werde, welche die Sportlerin nicht als abnormes und pathologisches Subjekt, sondern als »real (normal) woman« (S. 339) adressiert. In den eigenen Analysen kristallisieren sich hierzu zwei zentrale Diskursstrategien der Umdeutung einer vormals heteronormativen Anrufung heraus: Sprachliche Umdeutungen und visuelle Umdeutungen.

In verschiedenen Beiträgen, die sich gegen eine Diskriminierung der Intersexualität im Sport positionieren, wird mit Bezug auf Semenya eine Umdeutung der in den westlichen Medien nach wie vor verbreiteten Pathologisierung der Intersexualität vorgenommen. Eine verbreitete Strategie besteht hierbei darin, eine Entpathologisierung sowie Entkriminalisierung dadurch zu realisieren, dass Semenyas Intersexualität nicht als Krankheit oder Störfaktor im Sport verhandelt, sondern als ein angeborenes und mit dem Argument des Angeborenen als natürliches Schicksal, als »born this way« (Bennet 2014, S. 210), thematisiert wird. Um einen medizinischen Determinismus in dieser Sache zu überwinden, wird in diesem Zuge häufig eine religiös fundierte Rhetorik gewählt, mit der ihr intersexueller Körper mit Verweis auf einen ›sakralen Schöpfungsplan‹ positiv besetzt und so zu einer gottgewollten bzw. von der Natur vorgesehenen kostbaren Variation von Geschlecht erklärt wird. In diesem Zuge wird auf eine im Kontext von LGBTI-Aktivist*innen häufig eingesetzte »God made me the way I am« Rhetorik (ebd.) zurückgegriffen, die auch Semenya in mehreren Interviews heranzieht, um die eigene Existenz als keine Frage einer eigenen Entscheidung, sondern als natürlich vorgesehene Erscheinung anzuzeigen. Etwa, wenn sie selbst auf die Frage, wie sie sich ihre Intersexualität erklärt, wiederholt antwortet: »God made me the way I am and I accept myself. I am who I am and I'm proud of myself« (ebd.; [92]).

»The big issue here is that Caster was not doping or chemically altering her hormonal levels. She was born with both sexes, which naturally caused her hormonal levels to be higher than the ›normal‹ woman. [...] Caster has the right to be whom she wishes, as I believe we all do. As far as male or female, I believe an intersex person was given by God the right to choose what he or she feels more comfortable being and no one has the right to contest that decision.« [93]

Im Kern zielt diese Form der Argumentation darauf ab, durch Verdeutlichung eines qua Geburt gegebenen Zustands auf die Normalität einer gegebenen Existenz hinzuweisen und so eine De-Stigmatisierung einer vormals kriminalisierten und pathologisierten Adressierung vorzunehmen. Damit fokussiert der strategische Fokus auf die Einsicht und Anerkennung einer »inborn nature of sex and sexual orientation« (Bennet 2014, S. 211), wie sie bereits bei der juristischen sowie wissenschaftlichen Liberalisierung der Homosexualität zentral war (ebd.).

Gleichzeitig verweist die rhetorische Umdeutung auf das Prinzip einer Selbstbestimmung über den eigenen Körper, welche sich, mit Michael Meuser (2017), auch als »female empowerment« (S. 70) begreifen lässt: Als eine Strategie, die sich gegen eine hegemoniale Machtordnung richtet, fokussiert sie darauf, eine sprachliche Reglementierung dadurch abzuwehren, dass die Zuständigkeit und Deutungshoheit von außen unterbunden und stattdessen in das betreffende (weibliche) Subjekt selbst verlagert wird. Mit Bezug auf Semenya lässt sich dieses Empowerment als eine emanzipative Praxis begreifen, welche auf Subversion einer bestehenden und ihre Intersexualität unterdrückenden Erfassung abzielt und diese mittels einer alternativen, positiv besetzten Sprache transformiert.

Neben Interviews finden sich ferner Fotoaufnahmen, welche darauf abzielen, Semenyas Anrufung als »unweibliches Subjekt« durch strategischen Einsatz insbesondere hyperfemininer Darstellungen zu unterbinden [66]. Beispielhaft lässt sich ein Coverfoto heranziehen, welches im südafrikanischen Boulevardmagazin »YOU« am 10.09.2009 abgelichtet wurde und das Semenya gegen die körper- und kraftbetonten Darstellungen, die im westlichen Mediendiskurs verbreitet werden, als Glamour-Girl zeigt.

Abbildung 24: »WOW, LOOK AT CASTER NOW!«



Auf dem Cover ist eine für die westliche Leserschaft eher ungewohnte Semenya zu sehen, die außerhalb der Sphäre des Sports mit Dekolleté, Lippenstift, Nagellack und Goldschmuck gezeigt wird. Entgegen der sonstigen Darstellungen (s. beispielhaft au dem Cover linksoben), welche die Sportlerin zumeist mit zum Zopf gebundenen Dreadlocks, entschlossenem Gesichtsausdruck und in Gewinnerpose zeigen, trägt sie hier das Haar offen, lächelt in die Kamera und lässt die Arme mit geöffneten Händen hängen. Parallel hierzu untermauert die Bildunterschrift: »WOW, LOOK AT CASTER NOW!« eine »bodily transformation

into a ›real‹ (normal) woman.« (Young 2015, S. 339). Erst bei genauerer Betrachtung stellt sich die intendierte Umdeutung als paradox heraus. Einerseits lässt sich die Ablichtung Semenyas angesichts der ansonsten gängigen körper- und muskelbetonten Aufnahmen zwar als eine umdeutende Kontrastfolie lesen: Die latenten Zweifel an Semenyas Weiblichkeit werden mit einer übersteigerten und quasiummissverständlichen Weiblichkeit ausgeräumt; in diesem Sinne wies bereits Helen Lenskyi (1994) darauf hin, dass zahlreiche Sportlerinnen, die in den Medien als lesbisch und/oder unweiblich adressiert werden, diese Adressierungen oftmals selbst durch einen »hyperfeminine style« (S. 356) umdeuteten. Andererseits verweist die Darstellung ihrerseits jedoch auf eine kulturelle Hegemonie, die durch ihre Darstellung reproduziert wird. Denn die bildliche Darstellung Semenyas als augenscheinliche und unmissverständliche Frau bedient sich im Kern an spezifischen Inszenierungsmodalitäten, die ihrerseits kulturell gerahmt sind und sich an eine bestimmte Leserschaft richten, nämlich an eine Westliche. Dies bestätigt sich neben Haarstyling, Schmuck, Kleidung und Gestus insbesondere an der Abbildung jener Frauen und ihren Stylings, die sich unten rechts auf dem Cover finden und die sich von Semenya kaum unterscheiden.

Race in West und Süd

Internationale Sportveranstaltungen stellen bedeutsame Reproduktionsstätten kultureller Denk- und Deutungsmuster dar. Als der schwarze US-Amerikaner James Owens (genannt »Jesse Owens«) bei den Berliner Spielen 1936 gleich viermal Gold holte und in der internationalen Presse anschließend als erfolgreichster Athlet der Spiele gefeiert wurde, tat er dies innerhalb der Grenzen eines Gesellschaftssystems, dessen politisches Weltbild auf der Rassenideologie vom »arischen« Übermenschen beruhte. Gleichzeitig demonstrierte Owens seine Fähigkeiten aber auch in einer Zeit, in der noch in seinem eigenen Heimatstaat, dem US-Bundesstaat Alabama, eine strikte »Rassentrennung« vorherrschte. Als der Kapitän der französischen Fußballnationalmannschaft Zinédine Zidane 1998 mit einer multikulturellen Nationalelf den Weltmeistertitel holte, wurde die *Équipe Tricolore* medial als Sinnbild von gesellschaftlicher Toleranz und gelungener Integration adressiert (vgl. hierzu Müller 2004:44).¹ Vor diesem Hintergrund wurden die einzelnen Spieler nicht nur als erfolgreiche Sportler dargestellt, sie standen vor allem für erfolgreiche Franzosen, welche sich erfolgreich

1 Jochen Müller beschreibt die durch den Weltmeistertitel in der französischen Öffentlichkeit angekommene Vorstellung einer gelungenen Integration wie folgt: »Der Sieg als ›acte de foi national aux symboles merveilleux«, urteilt auch Gérard Ejnès in *L'Equipe*, und Philippe Waucampt fragt sich in *Le Républicain Lorrain*: ›Les gamins des banlieues redécouvrent la République et ›La Marseillaise‹ via Zidane et Desailly: quoi de plus rassurant, au fond, sur l'avenir d'un pays fractionné dans ses multiples replis identitaires?‹ Das multikulturelle Team habe der ganzen Welt eine ›magnifique leçon de tolérance‹ erteilt und die ›universalité‹ zum ›Leitmotiv‹ nicht nur dieses Fußballfestes, sondern der heutigen Gesellschaften gemacht.« (Müller 2004, S. 266f.)

in die französische Gesellschaft integriert und sich dieser Zugehörigkeit über ihre Leistungen im Sport in besonderer Weise verdient gemacht hatten.

Diese beiden Beispiele weisen auf zwei Aspekte hin, die bei der Diskursivierung des Sports von zentraler Bedeutung sind und welche im Folgenden näher untersucht werden sollen: Erstens, dass die in obigen Beispiel genannte diskursive Regulierung auf dem Erzeugungsprinzip der Herstellung von kultureller Differenz beruht und sich diese diskurstheoretisch auch als Praxis der Abgrenzung bzw. als »Othering« fassen lässt; und zweitens, dass Diskurse ihrerseits von der gesellschaftlichen Situation einer Zeit, den politischen Verhältnissen und der in sie eingelagerten Welt- und Körperbilder geprägt sind, welche sie selbst prägen.²

Um die Erzeugung von kultureller Differenz herauszustellen, setzen sich Forschungen verschiedener theoretischer Strömungen wie der Postcolonial Studies, African Studies sowie der Critical Race Theory in einer kritischen Betrachtung mit dem paternalistischen Gestus eines überlegenen »westlichen Selbst« (Tschirren, Günter & Weigelt-Schlesinger 2013, S. 41f.) auseinander und stellen diesem »multikulturelle, hybride und wertplurale, aber vor allem gleichberechtigte Vergemeinschaftungsprozesse entgegen.« (Günter 2017, S. 124) Dabei wurde eine postkoloniale Erörterung des Sports lange Zeit ausgespart. Erst seit den 1990er Jahren erscheinen fundierte Reflexionen, welche die Frage ins Zentrum rücken, inwiefern der Sport auch nach der Kolonialära, in welcher zahlreiche genuin europäische Sportarten wie Cricket, Tennis oder Fußball in die Kolo-

-
- 2 Definitorisch überschneiden sich die Differenzkategorien ethnicity und race dahingehend, dass sich beide Begriffe als sozial konstruierte Kategorien verstehen lassen, die Ein- und Ausschlüsse auf der Grundlage spezifischer Merkmale wie biologischen, kulturellen, territorialen oder psychologischen Aspekten vornehmen (vgl. McDonald 2017, 2014; Poole 2002; Poole & Richardson 2006). Wie bereits im Theorieteil erläutert, wird im deutschsprachigen postkolonialen Diskurs der Begriff ethnicity historisch bedingt als »angenehme Alternative betrachtet [...], wenn es um menschliche Diversität geht.« (Hylton 2017, S. 207) Gleichzeitig jedoch verschleiert eine solche Substitution eine latente Diskriminierung in Medien, Politik und Alltagssprache, da diese über ihre scheinbar legitime und politisch korrekte Verwendung das Vorhandensein »klar erkennbarer, sozusagen objektiv gegebener Grenzen zwischen ethnischen Kollektiven« suggeriert (ebd.). Da es in der vorliegenden Arbeit gerade um die Entfaltung einer kritischen Position geht, wird im Folgenden keine Alternative herangezogen, sondern von race gesprochen, womit explizit die diskursive Herstellung von Differenzmerkmalen im Sport gemeint ist.

nialstaaten³ exportiert wurden, auch weiterhin als wirkmächtige Reproduktionsstätten westlicher Wert- und Weltvorstellungen fungieren (vgl. auch Goswami, Donovan & Yount 2014; Hoad 2010; Hylton 2017; Lawrence 2016). Der ihnen zugrunde gelegte Ansatz basiert im Kern auf dem historischen Statement, dass die in der Kolonialzeit existierenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse auch heute noch eine elementare Rolle spielen, geht es z.B. darum, wie ehemalige Kolonialstaaten, ihre Kulturen und Bevölkerung sprachlich verhandelt werden (vgl. Bhabha 1994; Fanon 1985; Hall 1997a; Spivak 1988).

In dem für die vorliegende Untersuchung relevanten Kontext der Geschlechterforschung haben insbesondere postkolonial ausgerichtete Analysen gezeigt, dass die Strukturkategorien sex und gender im Sport ferner in einem konstitutiven Verhältnis zu dem Unterscheidungsmerkmal race stehen und sich so Prozesse der Objektivierung von Geschlecht häufig innerhalb eines intersektionalen Diskursfelds vollziehen (z.B. Günter 2017, 2015; Magubane 2016; Liotard 2016; McDonald 2017; Munro 2010). So haben u.a. Susan Birell und Mary McDonald (2000) am Beispiel der ehemaligen Leichtathletin Florence Griffith-Joyner deutlich gemacht, dass der westliche Mediendiskurs eine Reproduktionsstätte westlich-heteronormativer Weiblichkeitsideale darstellt und Griffith-Joyners sportlichen Leistungen in den westlichen Medien konsequent in Relation mit verschiedenen Körpermerkmalen (wie ihrer Hautfarbe, Körperform, ihren Gesichtszügen und Haaren) verstrickt und diese als originäre Merkmale eines ›anderen‹ Körpers verhandelt wurden. Sie argumentieren, dass erst die Tatsache, dass Griffith-Joyners Erscheinung im westlichen Mediendiskurs in Abgrenzung zu weißen Sportler*innen als ›anders‹ verhandelt worden sei, es zudem auf der Ebene der alltagspraktischen Herstellung von Geschlecht notwendig machte, dass die Sportlerin bei Sportveranstaltungen auf Attribute einer westlich-hyperfemininen Geschlechterinszenierung zurückgriff und bei den Wettbewerben mit viel Make-Up, lackierten Fingernägeln und blondiertem Haar in Erscheinung trat; ähnlich der Weiblichkeitsinszenierung Semenyas im »YOU Magazine« in Abbildung 26.

Mit Bezug auf Semenya bleibt bislang in der Forschung offen, wie im westlichen Mediendiskurs konkret kulturelle Differenz erzeugt und ein ›anderer‹ (Geschlechts-)Körper über die Differenzkategorie race sichtbar gemacht wird. Offen bleibt auch eine Reflexion dahingehend, ob die Benennung der »Interse-

3 Um Missverständnissen vorzubeugen stütze ich mich auf die von Homi Bhabha (1994) vorgeschlagene Differenzierung in »Kolonialstaat« als kolonisierter Staat und »Kolonialmacht« als Kolonisator.

xualität« bzw. die Problematisierung von Semenyas Körper als intersexueller sowie hyperandrogener Körper bereits einen genuin westlichen Diskurs des »Othering« darstellt, da es sich bei dem Begriff um einen genuin westlich-europäischen, speziell vom Biologen Richard Goldschmidt geprägten Terminus handelt. Auch ist bislang unklar, ob und wie sich in Südafrika zu der westlich-medialen bzw. -medizinischen Geschlechternormierung positioniert wird. Im Folgenden sollen diese Aspekte am Untersuchungsmaterial eruiert werden. Ausgehend von den Forschungen kristallisieren sich drei Fragen heraus:

1. Wie wird das soziale Differenzmerkmal race im westlichen Mediendiskurs verhandelt?
2. Welche Diskurspositionen existieren im südafrikanischen Mediendiskurs hinsichtlich Semenyas Geschlechternormierung?
3. Wie wird die Hegemonie biomedizinischer Deutungen im südafrikanischen Mediendiskurs verhandelt?

OTHERING IM WESTLICHEN MEDIENDISKURS

Hierzu bedarf zunächst der Begriff »Othering« einer Erläuterung. Seinen Ursprung findet dieser in Hegels 1807 herausgegebenen Arbeit »Phänomenologie des Geistes« und beschreibt in dem darin angelegten Kapitel »Herrschaft und Knechtschaft« das Machtverhältnis und die soziale Dynamik zwischen sozial herrschenden und beherrschten Klassen und Individuen. Diskurstheoretisch lässt sich »Othering« als Sprachpraxis begreifen, eine Gruppe von Menschen dadurch sichtbar zu machen und aufzuwerten, indem Merkmale einer anderen als anders, abnorm und ungleich klassifiziert und damit abgewertet werden; damit stellt »Othering« ein klassisches Konzept zur Betonung von sozialem Differenzierungsweisen dar, oder mit Mike Crang (1998): »a process [...] through which identities are set up in an unequal relationship.« (S. 61) In die Geschlechterforschung wurde »Othering« ursprünglich von Simone De Beauvoir eingeführt und später von Butler aufgegriffen und auf die Frage zugespitzt, wie Zweigeschlechterordnung durch »Othering« – im Sinne einer heteronormativen Abgrenzung der Geschlechter – produziert und als ungleich naturalisiert wird. In die deutschsprachigen Sozialwissenschaften wurde »Othering« zuletzt insbesondere von Julia Reuter (2002) ausgeführt und hier als Praxis der »VerÄnderung« übersetzt, womit Reuter das diskursive Moment zu beschreiben sucht, in welchem Subjekte als ›anders‹ und als ›andere‹ Subjekte markiert werden.

Wie bereits in den vorangegangenen Teilen deutlich gemacht, wird Semenya im westlichen Mediendiskurs als »one of the most controversial figures in the sport« [20,94] adressiert. Dabei wird in keinem der Artikel mehr konstatiert, dass sie in »Wahrheit« einem männlichen Geschlecht angehört; was, wie am Beispiel Kłobukowskas verdeutlicht, bis Ende der 1980er Jahre ein gängiges Narrativ darstellt und, wie gezeigt, bis zu Ratjen zurückreicht. Statt in der Gestalt eindeutiger Zuschreibungen treten die medialen Aussagen fortan in latenten Zweifeln an ihrem Geschlecht in Erscheinung, mit denen eine potentielle Männlichkeit zwar in Aussicht gestellt, diese aber gleichzeitig mit den Termini »Intersexualität« und »Hyperandrogenismus« in Verbindung gebracht wird, so dass ein »vermännlichter« Körper nicht mehr als »maskiertes« Geschlecht, sondern als Resultat einer medizinischen Kondition ausgewiesen wird. Die Aussagen bündeln sich schließlich in verschiedenen Artikeln zu der Frage, ob Semenya angesichts der augenscheinlichen Zeichen ihres Körpers (»high testosterone levels« [9], »born without womb or ovaries« [26]) überhaupt als Frau anzusehen sei oder in ihrem Fall nicht gar ein pathologischer und behandlungsbedürftiger Körper vorliege.

Die Analysen machen ferner die Notwendigkeit einer Reflexion der Strukturkategorie race sowie ihrer diskursiven Verschränkung mit sex und gender deutlich. Vor diesem Hintergrund besteht im westlichen Mediendiskurs ein regulatives Diskursmuster ferner darin, Semenyas Körper in einen Vergleich mit anderen Körpern zu überführen und diesen als einen auffallenden und anderen (bzw. als »auffallend anderen«) Körper zu markieren. Auf diese Weise bringen die konstatierten transgressiven Merkmale, wie fehlende Ovarien, ein männlicher Hormonhaushalt, die Frage nach dem Vorhandensein weiblicher Geschlechtsteile, eine konstatierte fehlende Fortpflanzungsfähigkeit, eine fehlende Gebärmutter etc., nicht nur ein problematisches Geschlecht zum Ausdruck: Indem sie in ein Verhältnis mit bekannten, als unproblematisch und gesund gelabelten Körpern gesetzt und diese in der Regel mit euroamerikanischen weißen Sportler*innen kontrastiert werden, fungieren diese gleichsam als Maßstab der Herstellung von kulturellen Unterschieden und als signifikante Zeichen zur Markierung eines kulturellen Anderen. Vor diesem Hintergrund schließt der westliche Mediendiskurs an eine latente Diskurstradition an, die auf einer hierarchisierten Polarisierung der Herstellung von kulturellen Differenzen beruht und die im Kern darauf abzielt, über quasiobjektive Körperzeichen Individuen innerhalb einer kulturellen Bewertungsmatrix in einer spezifischen Position zu verankern.

Mit Bezug auf Semenya lassen sich hierfür zunächst zwei zentrale Diskursmuster beschreiben, die sich in ein rhetorisches und in ein visuelles »Othering« unterteilen.

Rhetorisches Othering

Unter Berücksichtigung der o.g. Ausführungen zeigt sich die rhetorische Herstellung von Differenz im Falle Semenyas in einer Sprache der ›ethnisierenden Vergeschlechtlichung‹, die mittels spezifischer Attribute eine doppelte Grenzüberschreitung anzeigt. Diese wird etwa daran deutlich gemacht, dass Semenya nicht nur medizinisch als hyperandrogene oder auffällig muskulöse und maskuline Sportlerin adressiert, sondern die konstatierte Transgression ferner mittels Vergleiche mit weißen Athletinnen als auffällig andersartig markiert wird. Damit bilden weiße Athlet*innen eine körperliche Antipode und werden als prototypisch weibliche Körper adressiert. Vor diesem Hintergrund werden verschiedene, mit unterschiedlicher Anerkennung verbundene Geschlechtsmerkmale gleichsam als Erkennungsmerkmale von kulturellen Zugehörigkeiten und Erscheinungen sichtbar gemacht, welche beispielhaft für einen heteronormativen Leistungsgedanken im Sport stehen und diesen diskursiv über die Körper stabilisieren; etwa dann, wenn der Körper der einen Sportlerin mit bestimmten sprachlichen Attributen als unweiblich, dafür aber besonders leistungsstark und erfolgreich adressiert wird, während der Körper einer anderen als originär weiblich dafür aber leistungsschwach und erfolglos eingestuft wird. Im westlichen Medientext zeigt sich dieses Diskursmuster z.B. auch dann, wenn nicht nur konstatiert wird, dass sich Semenya gegen die internationale Konkurrenz im Rahmen der Leichtathletik-WM in London durchgesetzt habe, sondern Aussagen über unterschiedliche Leistungen ferner mit den konstatierten Differenzen zwischen den ethnischen Körpern verstrickt oder bestimmte Äußerlichkeiten gleichsam als eine Art kollektives ›Erkennungsmerkmal‹ adressiert werden. Hierfür einige Beispiele:

»Doch mit dem Erfolg und einer im Juli veröffentlichten Studie keimten wieder Diskussionen über ihr [Semenyas] männliches Aussehen, ihre tiefe Stimme und ihre erhöhten Testosteron-Werte auf und dürften ihre Sieger-Laune trüben. Damit steht sie nicht alleine da: Auch die Silber- und Bronzemedailien-Gewinnerinnen Francine Niyonsaba aus Burundi und Margaret Wambui aus Kenia fielen durch ihr maskulines Äußeres auf. In naher Zukunft könnte die Diskussion aber ein Ende finden, womöglich mit negativem Ausgang für Semenya und Co.« [2]

»Understandably feelings are strongest among those who compete in Semenya's event, particularly because Niyonsaba and the Kenyan Margaret Wambui, who have been the dominant two-lap trio over the last couple of years, are also thought to have the condition.« [30]

»Hanna Klein und Caster Semenya standen nach dem 1500-Meter-Finale in den Katakomben des Londoner Olympiastadions nicht weit voneinander entfernt. Die zierliche Deutsche und die robuste Südafrikanerin trennen aber Welten.« [27,28]

»South Africa's Caster Semenya, Francine Niyonsaba of Burundi and Kenya's Margaret Wambui could all medal in the 800m final on Sunday, but there have been claims that they are helped to victory by naturally high levels of the male sex hormone. Semenya, whose testosterone levels are roughly three times that of an average woman, has already been banned once from competing and ordered to take hormone lowering drugs by the The International Association of Athletics Federations (IAAF).« [95]

»Bei den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro schließlich feierte Caster Semenya über 800 Meter ein goldenes Comeback. Die IAAF-Regel war seit einem Jahr außer Kraft. Silber und Bronze holten Francine Niyonsaba aus Burundi und Margaret Wambui aus Kenia, auch sie fielen durch ein maskulines Äußeres auf. Die Kanadierin Melissa Bishop als Vierte und die Britin Lynsey Sharp als Sechste lagen sich anschließend enttäuscht in den Armen.« [29]

Die o.g. Zitate stehen exemplarisch dafür, wie im westlichen Mediendiskurs zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine Deutungshoheit von Geschlecht mit Rekurs auf »erhöhte Testosteronwerte«, »ein maskulines Äußeres«, »naturally high levels of the male sex hormone« oder eine (medizinische) »condition« sichtbar gemacht und diese Zeichen ferner als kollektive Erkennungsmerkmale genuin schwarzer Körper adressiert werden (Semenya, Wambui, Niyonsaba). In diesem Sinne wird mit Aussagen über »zierliche Deutsche« und »robuste Südafrikanerinnen« nicht nur eine binäre Ordnung über heteronormativ codierte Geschlechtsattribute bezeugt, sondern ferner an eine ethnische Gruppierung gerichtet und hier in einen hierarchischen Vergleich überführt. Damit schließt der Mediendiskurs an eine Diskurstradition an, in der weiße Frauen über diskursgeschichtlich festgesetzte Attribute wie zierlich, passiv und emotional als genuin weiblich markiert, während schwarze Frauen im kontrastiven Vergleich als exotisch, aktiv und robust und damit als fremd und unweiblich sichtbar gemacht werden. Auf diese Weise wird rhetorisch die Annahme erzeugt, dass besonders männlich gebaute Sportler*innen aus Afrika stammten, und durch den Gebrauch von wissenschaftlichen Begriffen zugleich schein-objektiviert, dass die »medizinische Kondition« aufgrund eines als auffällig markierten Äußeren in der Regel unter afrikanischen Sportler*innen vorliege. In diesem Sinne zeigt sich im Mediendiskurs eine hegemoniale Betrachtung, welche durch Rekurs auf eine westlich-dominante Wissenshierarchie über »die Kategorisierung und Normalisierung der von der dualen

Geschlechternorm abweichenden, nicht weißen Menschen entscheidet.« (Sobiech & Günter 2017, S. 11) Im Zentrum des diskursiven »Othering« stehen die Strukturkategorien sex und race, welche am Beispiel verschiedener Läuferinnen vornehmlich aus Afrika südlich der Sahara (Semenya (Südafrika), Niyonsaba (Burundi), Wambui (Kenia)) miteinander verschränkt werden und mit Bezug auf die Intersexualität den schwarzen Körper als einen im Frauensport illegitimen Körper darstellen. Damit schließt der Mediendiskurs an eine diskursive Normierung an, wie sie bereits bei Florence Griffith-Joyner (Young 2015) oder auch zuletzt bei Serena Williams (Bennett et al. 2017) existierte und in dem ethnisch thematisierte Körper- und Geschlechtsmerkmale als Zeichen des ›Anderen‹ verhandelt wurden.

In diesem Sinne wies auch Lajos Brons (2015) in seinen Überlegungen zum »Othering« darauf hin, dass die Herstellung kultureller Differenzen in westlichen Diskursen traditionell auf einer wissenschaftlich abgesicherten Faktengenese beruhe, welche latente Diskriminierungen in eine scheinbar objektive Gestalt überführe. Im Anschluss hieran wurde aus dem Kontext der African Studies bereits mit Bezug auf Semenya kritisiert, dass im Westen der schwarze Körper als kein autonomer, gegebener, sondern stets als ein erst vom Westen zu verstehender, klassifizierender und damit als ein »lesbarer Körper«, als »legible body« (Neal 2013, S. 5), verhandelt werde. Stefan Lawrence (2016) argumentiert mit Bezug auf Semenya, dass ihr schwarzer Körper nach wie vor mit der Eigenschaft ausgestattet wird, eine essentialistische Vorstellung vom »Anderen« über Eigenschaften wie »physicality« oder »primitivity« zu verankern. Damit werde dieser über die Diskursivierung einer genuinen ›Körperlichkeit‹ in die Nähe zum Animalischen gerückt und durch Höherwertung eines weißen ›Idealkörpers‹ als minderwertig dargestellt.

»African bodies – are pictured alfresco, exposed to the elements, grimacing and scowling. These black bodies are decidedly more ›legible‹: they bring welcome relief, a comforting knowingness to mainstream (largely white) media audiences, through a reinforcement of essentialist ethno-cultural tropes regarding black African physicality and primitivity. [...] I have noted that dominant Western media cultures often racialize whiteness as intelligent, spiritual, dedicated and selfless. [...] So, while Yakini and Haye are depicted, to varying degrees, as ›having bodies but not minds‹ [...].« (Lawrence 2016, S. 785)

Hieran anschließend hatte Hall (1989) im Anschluss an die dekonstruktivistische Theorie relativierend angemerkt, dass »Othering an und für sich nichts Problematisches darstelle, da die Herstellung von Differenz integraler Bestandteil jedweden Sprechaktes sei, da Sprache die Klassifikation von Welt durch Abgren-

zung meint. Problematisch werde »Othering« nach ihm jedoch immer dann, wenn Diskurse diskriminierende bis hin zu rassistische Formen annähmen, was immer dann der Fall sei, wenn Differenzierungen strategisch genutzt würden, um eine Aufwertung des Eigenen durch Abwertung des Anderen zu erzeugen und diese mit Aspekten wie minderwertig, krank und hilfsbedürftig zu legitimieren. Vor diesem Hintergrund basierten rassistische Diskurse im Kern auf einem simplifizierenden Diskursmuster, welches auf die Herstellung von binären Gegensätzen durch eine Spaltung der Welt abziele und diese sich darin zeige, dass eine diskursiv »ausgeschlossene Gruppe [...] das Gegenteil der Tugenden, die die Identitätsgemeinschaft auszeichnet, verkörpert.« (Hall 1989, S. 919)

Unter Rücksichtnahme dieser Überlegungen kristallisiert sich im westlichen Mediendiskurs zu Semenya ein spezifisches Diskursmuster der kollektiven Abwertung heraus, welches sich wie folgt fassen lässt:

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts betreffen mediale Zweifel am Geschlecht nicht mehr erfolgreiche Sportler*innen aus osteuropäischen Staaten, sondern in der Regel schwarze Sportlerinnen (u.a. Semenya, Niyonsaba, Wambui, Williams, Griffith-Joyner), welche, ähnlich zu Zeiten der Ost-West-Konflikte, mit anderen schwarzen Sportler*innen als illegitimes Kollektiv adressiert und mit der Betonung einer maskulinen Erscheinung in ihrem Geschlecht diskriminiert werden. Vor diesem Hintergrund lässt sich in Anlehnung an Hall auch von einem Diskurs des »pathologisierenden Othering« sprechen, welcher darauf abzielt, eine medizinische Diagnose als wissenschaftliche Wahrheit zu positionieren und diese als legitimes und anerkanntes Klassifikationssystem zur Abwertung eines ethnischen Kollektivs heranzuziehen.

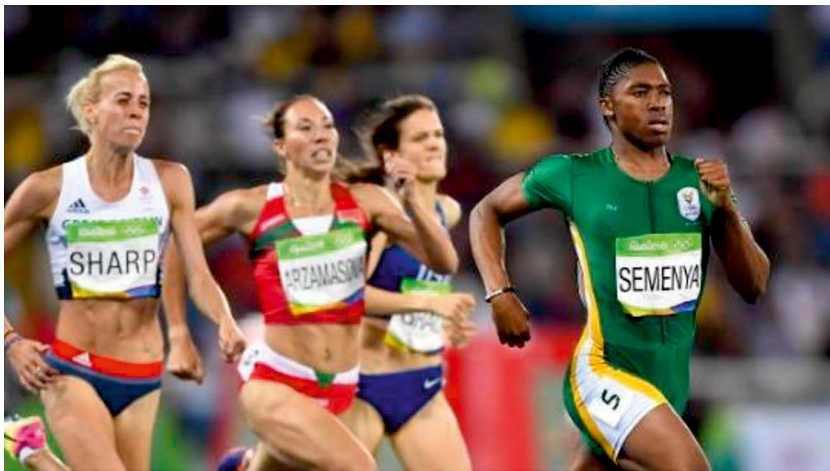
Auf diese Weise werden die Strukturkategorien sex und race in ein konstitutives Verhältnis insofern überführt, als dass der intersexuelle Körper nicht nur als ein Ausdruck von geschlechtlicher »Abnormalität« und illegitimer Leistung verhandelt, sondern ferner als Ausdruck einer bestimmten ethnischen Zugehörigkeit markiert wird. Somit wird die medizinische Diagnose des Hyperandrogenismus nicht mehr nur als ein verbreitetes Problem im Frauensport, sondern zu einem grundsätzlich von schwarzen Sportlerinnen ausgehenden Problem erklärt.

Visuelles Othering

Ferner wird ein mediales »Othering« mittels bildlicher Darstellungen erzeugt. Hier zeigt sich im westlichen Mediendiskurs ein gängiges Diskursmuster, welches Semenya einerseits als eine mit Abstand einsam an der Spitze laufende

Sportlerin abbildet und diese Vorreiterrolle anschließend mit verschiedenen Exkursen über einen auffälligen Körper zum Thema macht. Zu sehen sind so häufig Bildausschnitte aus verschiedenen Wettläufen, die Semenya einsam an der Spitze laufend zeigen, wie diese einer Gruppe von (weißen) Sportler*innen davonläuft und welche mit Bildunterschriften wie »Semenya wirkt riesig inmitten der zierlichen Konkurrenz« [5] oder »Früher mussten sich Frauen nackt begutachten lassen« [96] eine spezifische Wahrnehmung vom physisch überlegenen schwarzen Körper suggerieren.

Abbildung 25: »Caster Semenya wirkt riesig inmitten der zierlichen Konkurrenz«



Weit voraus: Caster Semenya wirkt riesig inmitten der zierlichen Konkurrenz

© AFP 

Foto aus »Frankfurter Allgemeine Zeitung« Online vom 20.08.2016

In ihren postkolonialen Überlegungen haben David McCarthy et al. (2003) gezeigt, dass solche Darstellungen eine im westlichen Mediendiskurs etablierte Praxis der Stereotypisierung darstellen, welche den schwarzen Körper als »quick, instinctive, physically strong« (S. 299) adressieren. Übertragen auf den Sport lässt sich konstatieren, dass im Mediendiskurs die Vorstellung vom weißen Körper als eines genuin weiblichen, gesunden und legitimen Körpers und vom schwarzen als eines maskulinen, kranken und illegitimen Körpers erzeugt wird, womit wiederum in einer abendländischen Diskurstradition physische Charakteristika als symbolische Markierungen des Anderen herangezogen werden. Auf diese Weise wird im westlichen Mediendiskurs auf der Grundlage solcher Bildaufnahmen eine Grenzziehung reproduziert, welche den weißen Körper als »good« und »civilised« und den schwarzen als »evil« und »uncivilised« darstellt

(Hall 1994, S. 206). Auf diese Weise werden Körpermerkmale als Kollektivmerkmale ausgewiesen und über diskursive Grenzziehungen Naturalisierungen von ethnischen aber auch moralischen Differenzen vorgenommen. Im Feld des Sports widerspricht somit der schwarze Körper nicht nur einem weißen Weiblichkeitsideal, das transgressive Geschlecht wird gleichsam zum Sinnbild einer kollektiven Unsportlichkeit erklärt. Damit werden im westlichen Mediendiskurs quasimännliche Attribute als »markers of black primitivism« (Hall 1997b; Günter 2015, S. 9) gedeutet, womit der schwarze Körper wiederum als ein »spectacle of otherness« (ebd.) sichtbar gemacht wird.

Deutlich lässt sich diese Diskurslogik an einem Artikel des britischen »Telegraph« [21] vom 13. August 2017 zeigen. Die ersten drei Aufnahmen in diesem zeigen eine triumphierende Semenya in verschiedenen Siegerposen, welche umhüllt von der Nationalfahne Südafrikas ihren Goldmedaillensieg für den 1500-Meter-Lauf in London feiert. Als vierte Aufnahme (Abb. 26) folgt eine Bildaufnahme, welche sie mit der Zweitplatzierten, der burundischen Läuferin Francine Niyonsaba, zeigt. Unter dem Bild findet sich die subtile Anmerkung: »Francine Niyonsaba (right), who won silver, has been questioned over her testosterone levels.« [21]

Abbildung 26: Semenya und Niyonsaba



Francine Niyonsaba (right), who won silver, has been questioned over her testosterone levels. CREDIT: PA

Foto aus »Telegraph« vom 13.08.2017

Es folgt ein viertes Bild, das die Letztplatzierte des Rennens, die Britin Lynsey Sharp (Abb. 27), zeigt, welche die Arme auf ihr Knie stützend und mit entkräfteten Gesichtsausdruck die Rolle der chancenlosen und unterlegenen Sportlerin einnimmt.

Abbildung 27: Lynsey Sharp



Foto aus »Telegraph« vom 13.08.2017

Das Bild wird anschließend von einem Interview ergänzt, welches die Britin angesichts einer konstatierten Übermacht aus Afrika stammenden hyperandrogenen Sportler*innen in der Opferrolle fixiert. Hier heißt es:

»A significant member of that group is Lynsey Sharp, who speaks on the issue [hyperandrogenism] with some knowledge, having written her dissertation about hypoandrogenic athletes while studying at Edinburgh Napier University. Her concerns have been compounded by the addition of Niyonsaba to the mix, who has also faced questions over her natural testosterone levels. Indeed, Semenya is the only athlete to have beaten Niyonsaba at any major competition this year – a streak that remained intact on Sunday evening.«
[21]

SÜDAFRIKANISCHER MEDIENDISKURS

Im Anschluss an Semenyas Goldmedaillensieg bei der Berliner Leichtathletik-WM im Jahr 2009 gab der ehemalige Generalsekretär des IAAF, Pierre Weiss, in einer Pressekonferenz eine Stellungnahme ab, die schwere Proteste in Südafrika auslöste. In einer anschließenden Pressekonferenz nahm Weiss Bezug auf Semenya und beschrieb ihr Geschlecht mit den Worten: »she is a woman, but maybe not 100 %« [97]. Damit wählte er eine Formulierung, die in Südafrika als Rassismus eines weißen Mannes gegenüber einer schwarzen Frau gewertet wurde (vgl. auch Cooky, Dycus & Dworkin 2013, S. 39). Im Zentrum der Kritik standen insbesondere die von Seiten des Sportverbands sowie in den westlichen Medien verwendeten Begriffe »Intersexualität« und »Hyperandrogenismus«. Insbesondere die im Falle Semenyas zur Diskussion stehende Senkung ihres Testosteronwerts gab in Südafrika Anlass dazu, Parallelen zu einer rassistischen Kolonialgeschichte zu erkennen, in welcher Übergriffe auf schwarze Frauenkörper keine Seltenheit darstellten. In diesem Zuge wurde wiederholt auf die Behandlung von schwarzen Frauen und ihren Körpern verwiesen, welche ihren Anfang im Rahmen westlich-anthropologischer Studien im 19. Jahrhundert nahmen und häufig eine biologistisch fundierte Einteilung und Abwertung der »Rassen« vornahmen. Analog, so das im südafrikanischen Mediendiskurs zirkulierende Narrativ, würden »Intersexualität« und »Hyperandrogenismus« keine geschlechtlichen Wahrheiten anzeigen, sondern Diskriminierungen in der Gestalt eines quasiwissenschaftlich abgesicherten Formats darstellen und im Falle Semenyas eine Handlungsnotwendigkeit anzeigen, die faktisch nicht gegeben sei.

Hieran anschließend argumentiert auch Aurélie Olivesi (2016), dass die im Falle Semenyas konstatierte »gender ambiguity« (S. 89) ein »commonsense understanding of gender-verification testing« (S. 89f.) naturalisiere, welches im Westen zwar als »objective, scientific process that ensures a level-playing field« (S. 90) verstanden werde, dieselben Deutungen in Südafrika jedoch nicht als wissenschaftlich, sondern als »racist, a human rights violation, and a product of westernized standards of femininity and beauty« (S. 90) wahrgenommen würden. Postkoloniale Forscher*innen haben hierfür primär den globalen Geltungsanspruch einer rein westlich-heteronormativen Geschlechternormierung verantwortlich gemacht, welche sie als »scientific knowledge of racial differences to justify and legitimate colonialism, slavery, and the exploitation of colonized peoples« (Cooky & Dworkin 2013, S. 33) kritisieren und in diesem Zuge darauf aufmerksam machen, dass diese Praxis in der südafrikanischen Bevölkerung ein als überwunden geglaubtes historisches Trauma der Apartheid in Erinnerung rufe (vgl. Cooky 2017; Cooky & Dworkin 2013; Hoad 2010; Nyong'o 2009; Swarr

2012). In diesem Sinne wies auch Henriette Gunkel (2012) darauf hin, dass »die Frage nach Semenyas Sex [...] in Südafrika somit nicht nur die vom Apartheidstaat durchgeführte Kategorisierung von Menschen in rassifizierte Gruppen in Erinnerung gerufen [hat] – eine Einteilung, die u.a. in der Politik des Sports in diesem Lande reproduziert wurde, und bis heute sichtbar ist.« (S. 48) Vor diesem Hintergrund erinnere die Problematisierung von Semenyas Geschlechtskörper aktuell an eine blutig erkämpfte Unabhängigkeit, für deren Errungenschaft die Befreiung von westlichen Macht- und Deutungsansprüchen ein zentrales Motiv der Etablierung einer demokratischen Gesellschaft darstellte und für welche die Anerkennung und Akzeptanz von Andersdenkenden sowie auch von sexueller und geschlechtlicher Diversität im gegenwärtigen Südafrika von zentraler Bedeutung ist.

Diese Unabhängigkeitsgeschichte hat ihre Spuren hinterlassen. So schrieb das Land etwa am 01. Dezember 2006 Geschichte, als es unter Nelson Mandela als fünftes Land der Welt und erster Staat Afrikas die Eheschließung für gleichgeschlechtliche Partner ermöglichte. Während der Apartheid wurden homosexuelle Handlungen noch mit bis zu sieben Jahren Haft bestraft. Damit ist die Post-Apartheid in der südafrikanischen Gesellschaft nicht nur mit einer Befreiung von einer sich in der ›Rassentrennung‹ widerspiegelnden Vorherrschaft des Westens gekennzeichnet, sondern auch dadurch, Autonomie durch einen liberaleren Umgang mit marginalisierten Gruppen sicherzustellen.

Die eigene Untersuchung zeigt, dass sich als Reaktion auf eine als westliche Regulierung von Geschlecht eingestufte Praxis zahlreiche südafrikanische Aktivist*innen, Sportkolleg*innen sowie auch Mitglieder von Semenyas Familie in den südafrikanischen Medien zu Wort melden und geschlossen einen auf Solidarität beruhenden Widerstandsdiskurs formieren. Dabei sind es südafrikanische Politiker*innen, welche die stärkste Sprecherposition einnehmen, und sie sind es auch, welche über die Medien das Volk dazu aufrufen, sich öffentlich zu Semenya zu bekennen und den Umgang der Sportverbände als Rassismus zu kritisieren. Anders als im westlichen Mediendiskurs, in dem sich neben Journalist*innen insbesondere Mediziner*innen zu Semenya äußern, melden sich in den südafrikanischen Medien so mitunter ranghohe Staatsbedienstete zu Wort, welche in einem für die westliche Leserschaft ungewohnt patriotischen und polarisierenden Duktus Kritik üben und diese mitunter strategisch in ihre politischen Kampagnen einspannen.

Einer von diesen ist der Sprecher des African National Congress (ANC) Brian Sokutu, welcher in einem Interview zu Weiss' Stellungnahme konstatiert, dass seine Äußerung nicht nur eine Diskriminierung gegenüber einer südafrikanischen Sportlerin darstelle, sondern alle Sport treibenden Frauen diskriminiere,

welche über den Bezug auf eine männliche Erscheinung (»masculine build«) als schwach (»weak«) dargestellt würden.

»Caster is not the only woman athlete with a masculine build and IAAF should know better. We condemn the motives of those who have made it their business to question her gender due to her physique and running style. Such comments can only serve to portray women as being weak. [...] Not only has 18-year old Caster made her family proud but the entire country [...]. Her determination to succeed in becoming a world-renowned athlete has made Caster a role model for young athletes.« [36]

Parallel hierzu bezog auch der ehemalige Präsident der Athletics South Africa (ASA), Leonard Chuene, eine kritische Position gegenüber einer europäisch-hegemonialen Deutungshoheit von Geschlecht, indem er anmerkte: »We are not going to allow Europeans to describe and defeat our children.« [34] Zusätzlich kritisierte er den IAAF, keine global agierende, sondern genuin westliche Einrichtung zu sein. In diesem Zuge äußerte er sich erneut kritisch zu dem Prozedere der medizinischen Geschlechternormierung und bezog sich dabei insbesondere auf die an der körperlichen Bewertung einer schwarzen Frau offensichtlich werdenden Machtverhältnisse: »who are white people to question the makeup of an African girl? [...] It is outrageous for people from other countries to tell us ›We want to take her to a laboratory because we don't like her nose, or her figure.« [98] Daneben kommt auch Jacob Zuma, zwischen 2009 und 2018 Präsident Südafrikas, zu Wort, welcher den IAAF dazu auffordert, Semenyas »way of being a woman« [37] zu respektieren. Rhulani Thembi, Gründerin von Africa Unmasked, machte in diesem Zuge darauf aufmerksam, dass die normative Klassifikation von Semenyas Körper nicht physiologische »Auffälligkeiten« herausstelle, sondern diese erst als Merkmale eines abgewerteten Anders-Seins sichtbar mache.

»Her life journey to date reminds us that humanity and the looks of the black child will forever be questioned. When the black child wins, there ought to be an investigation. Just like Sarah, Caster was questioned about her looks, subjected to scientific tests because according to them she was not human enough. Unlike Caster, Sarah did not live for long. At a time in her life when she surely needed support, a majority of us failed her. [...] This is a victory for the black child, a victory for gender activists. Her resilience should instil in us the courage to confront our challenges. It must remind us that we are all capable beings and human opinions do not matter.« [70]

Im Gegensatz zum westlichen Mediendiskurs, in dem Semenyas Geschlecht primär als medizinisches Problem und Frage der Leistung thematisiert wird, wird Semenya im südafrikanischen Mediendiskurs ferner als Symbol der Emanzipation von einer westlichen Deutungshoheit und gleichzeitig als Herausforderung für die Sicherstellung eines demokratischen Fortbestands adressiert. In diesem Zuge wird eine Überwindung heteronormativer Regulierungen und die Anerkennung von geschlechtlicher sowie auch sexueller Vielfalt im südafrikanischen Mediendiskurs als zentrales Politikum der Aufrechterhaltung von Autonomie und Unabhängigkeit positioniert. Vor diesem Hintergrund wird die Geschlechterproblematik Semenyas im südafrikanischen Mediendiskurs als ein wiederkehrender Kolonialismus und damit als ein »Race-Diskurs« identifiziert, mit dem eine latent wirkmächtige westliche Deutungshoheit sichtbar gemacht wird. Um dies zu verdeutlichen, wird Semenyas Geschlechtskörper gleichsam als ein »symbolischer Körper« adressiert, über welchen die Werte und Normen, die das heutige Südafrika kennzeichnen, vor dem Hintergrund einer Apartheidsgeschichte in Erinnerung gerufen werden. Diskurstheoretisch wird Semenya somit im südafrikanischen Mediendiskurs in einer diametral gegenüberstehenden Diskursposition zur westlichen Diskursivierung positioniert: In Südafrika wird sie nicht als eine maskuline oder qua Geburt an Intersexualität bzw. Hyperandrogenismus »erkrankte« Athletin problematisiert, sondern ihr Körper als auch ihre Leistungen im Sport als Symbol von Vielfalt und Toleranz adressiert.

»Semenya has taken up the role as a mentor to younger athletes while she shows respect to all people, no matter the class, country, or race. [...] Fighting against rejection from her own sport since announcing herself to the world in 2009, Caster Semenya has become a shining example of tolerance.« [39]

Vor diesem Hintergrund ist der südafrikanische Mediendiskurs durch ein Narrativ des »strategic essentialism« (Cooky et al. 2013, S. 31) gekennzeichnet, mit dem Semenyas körperliche Veranlagung als auch ihre Interessen und sexuelle Orientierung als Symbol einer neuen südafrikanischen Ära identifiziert werden, welche gleichzeitig über ihre Person und die westliche Behandlung ins Bewusstsein gerufen und an ihr erneuert werden.

In der Untersuchung zeigt sich dies neben den kritischen Positionen aus der Politik auch daran, dass die Frage nach Semenyas Geschlecht als keine Frage eines (il-)legitimen Körpers verhandelt wird, sondern als etwas, das eine »neue« politische Ordnung zum Ausdruck bringt, hinter der ein sicherzustellender demokratischer Idealanspruch steht. Im Kontrast zur westlichen Diskursivierung wird eine »Maskulinität« oder Intersexualität im Falle Semenyas nur selten ange-

sprochen und wenn, dann, wie noch gezeigt wird, i.d.R. in Abgrenzung zu einer westlichen Diskursivierung positiv umgedeutet. In diesem Sinne wird ein Kontrast in der Diskursivierung der Strukturkategorien sex, gender und race insofern sichtbar, als dass diese als keine Merkmale einer kollektiven Marginalisierung, sondern als diskursive Fixpunkte einer postkolonialen Kritik am latenten, sich auch im Sport haltenden Hegemonie der ›Weißen‹ ausgewiesen werden. Semenya wird so nicht nur als eindeutig weiblich adressiert, ihre Erfolge im Sport werden ferner als Symbol von Toleranz und einer emanzipierten Weiblichkeit sichtbar gemacht und diese Werthaltung gegen eine als repressiv und intolerant eingestufte westliche Regulierungspraxis positioniert. Damit verkehrt der südafrikanische Mediendiskurs das in den westlichen Medien gängige »Othering« in seinen Gegensatz, als er in Semenya das Symbol eines sich auf Egalität und Diversität berufenden politischen Systems identifiziert.

»She is a beacon for inclusivity and diversity and she is the pinnacle of the spirit of sport. She represents millions of women who don't fit into society's neat little boxes. She juggles being a world champion, dedicated student and astute businesswoman with seamless ease. She even has her own signature pose, the ›Cobra‹. Semenya is beyond measure, a fine example of everything we consider good. [...] It's been grotesque, crass and downright bullying. South Africans on social media have stood up for their Queen of the Track, but once again the governing bodies who are meant to protect her have been mum. Their silence makes them complicit.« [38]

Vor diesem Hintergrund wird Semenya nicht nur sprachlich als eindeutig weiblich adressiert, ihre geschlechtliche Adressierung wird ferner mittels verschiedener Attribute und Umschreibungen positiv hervorgehoben: Gilt Semenya im westlichen Mediendiskurs als intersexuell, hyperandrogen und vereinzelt auch noch als »Zwitter« [69], wird sie im südafrikanischen Mediendiskurs als eindeutig weiblich, u.a. als »South Africa's queen of the track« [40], »the best female 800m runner« [42], »true women's champion« [43], »Lady of Sport« [68] sowie »100 Percent Female Woman« [67] adressiert und so als echte erfolgreiche Frau dargestellt. Als solche wird sie als eine Sportlerin adressiert, welche ihre Erfolge rechtmäßig erworben habe und diese keiner illegitimen medizinischen Kondition verdanke. Vor diesem Hintergrund wird Semenya ferner für eine im internationalen Wettkampfsport herbeigesehnte Vision positioniert, in welcher der südafrikanische Sport eine »continental domination« [42] oder gar »world domination« [42] anstrebe: »South Africans on social media were jubilated with Semenya's victory and the country is slowly believing that athletics in the country could be on the verge of world domination.« [42]

Wenngleich Semenya so als Symbol eines neuen, aufgeklärten und liberalen Südafrikas positioniert wird, bleibt unklar, ob die erhoffte Diskursivierung tatsächlich seine Wirkung entfaltet. So argumentiert Henriette Gunkel (2012) bspw., dass die südafrikanischen Reaktionen zu Semenya mediale Wunschbilder darstellten, die zu keinem echten Umdenken geführt hätten. Zwar sei die westliche Diskursivierung als »Race-Diskurs« interpretiert worden, womit der südafrikanische Diskurs »als eine Verteidigungshaltung gegen ein (kontinuierliches) Othering« (S. 50f.) zu begreifen sei. Doch sei die Kritik in keine echte Egalisierung eingemündet. Gunkel begründet dies damit, dass Semenya ihrerseits ihre Intersexualität nie öffentlich zugegeben und gelebt, sondern stattdessen einer »normativen nationalen Ästhetik angepasst« (S. 51) habe. Eine ähnliche Kritik formuliert auch Neville Hoad (2010), nach welchem in den südafrikanischen Medien zwar eine anti-westliche Haltung eingenommen werde, diese aber nicht dazu genutzt worden sei, eine andere, diverse, zwischen- oder doppelgeschlechtliche Lebenswirklichkeit abzubilden. Damit stellt für ihn der südafrikanische Mediensdiskurs einen modifizierten ›West-Diskurs‹ insofern dar, als er die Intersexualität zwar nicht pathologisiert, dafür aber die Existenz von intersexuellen Menschen unsichtbar macht und somit konsequent tabuisiert.

ANALOGIEN ZWISCHEN BAARTMAN UND SEMENYA

Ferner wird mit Verweis auf eine als westlich markierte Deutungshoheit von Geschlecht im südafrikanischen Mediendiskurs wiederholt ein Vergleich zwischen Semenya und der tragischen Geschichte Saartjie Baartmans hergestellt, welche in Südafrika als historisches Sinnbild einer westlich-rassistischen Behandlung schwarzer Frauen steht [70,71,37]. Baartman wurde zur Wende ins 19. Jahrhundert aus Südafrika nach Europa verschleppt und in London und Paris u.a. in unziemlichen Posen unter dem Namen »Hottentot Venus« bzw. »Vénus hottentote« ausgestellt. Im damaligen Westeuropa erregte ihre Präsenz in Öffentlichkeit und Wissenschaft großes Aufsehen. Besondere Faszination übte ihr Körper auf die Medizin, Anthropologie, Anatomie und Kunst aus, welche sich insbesondere eingehend ihren Geschlechtsteilen annahmen und diese im Rahmen einer exotisierenden Beschauung als Merkmale einer anderen Weiblichkeit beschrieben (vgl. zu Baartman Schuhmann 2010; Brady 2011; Ritter 2011). Wenige Jahre nach ihrer Verschleppung nach Europa verstarb Baartman im Alter von 25 Jahren. Noch bis 1974 wurden ihr Skelett und ihre Genitalien getrennt voneinander im Musée de l'Homme in Paris ausgestellt. Erst unter Mandela gelang es, ihre

Gebeine nach Südafrika zurückzuholen, wo diese fortan auf einem nach ihr benannten Gedenkplatz beerdigt liegen.

Während im westlichen Mediendiskurs nur selten auf Baartmans Geschichte und Behandlung eingegangen wird [z.B. 99], ist im südafrikanischen Mediendiskurs häufig die Rede von ihr [z.B. 61,70,89]. Zusätzlich findet sich die Gegenüberstellung ferner auf verschiedenen südafrikanischen Webseiten [100] und Onlineblogs (z.B. Nyong'o 2009). Die Beiträge bringen zum Ausdruck, wie Semenyas Behandlung im südafrikanischen Diskurs als eine politische Praxis der Regulierung aufgefasst wird, welche sich darin zeige, dass ein als westlich eingestuftes Interesse an südafrikanischen Frauenkörpern (und vor allem Geschlechtsorganen) in einer Tradition der wissenschaftlich fundierten Diskriminierung steht und für welche der Umgang mit Baartman als beispielhaftes historisches Zeugnis angeführt wird. In diesem Sinne argumentiert auch Antje Schuhmann (2010), dass das exorbitante Interesse der westlichen Medien an Semenyas Geschlecht in einer unmittelbaren Beziehung zu »Baartman's painful ›herstory‹« (S. 95) steht und beide Frauen innerhalb eines »highly gendered, potentially homophobic, anti-Western« (S. 95) Diskurses diskriminiert werden. Hieran anschließend argumentiert auch Neville Hoad (2010), dass sich Semenyas Diskursivierung in eine westliche Genealogie der »intersexed african bodies« (S. 402) und eine »persistence of colonial histories« (S. 402) einreihe. In diesem Sinne stelle Semenya den Mittelpunkt einer voyeuristisch-sexistischen Medienpraxis dar, welche sich parallel zur »shameful history of Sarah Baartman who was literally cut up and turned inside out for the world to see« (ebd.) vollziehe und sich im Falle Semenyas insbesondere an der Frage nach ihrem »wahren Geschlecht« und des hierfür im Zentrum stehenden Interesses an ihrem inneren Körper und Intimbereich zeige. Seine Argumentation verweist im Kern auf das, worauf auch Sandra Günter (2015) hinweist, wenn sie konstatiert, dass die politische Problematik bei Semenya gerade aus der Tatsache eines kulturellen Antagonismus resultiere, indem ein westlich-medizinisches Geschlechterwissen universalisiert und so auch jenen Kulturen übergestülpt werde, die über eigene kulturgeschichtlich gereifte Deutungen von Geschlecht verfügten.

Die Kritik an der Generalisierung genuin westlicher Deutungen von Geschlecht lässt sich exemplarisch auch an einer in Johannesburg aufgestellten Plakatwand für einen Club namens »Teazers« ablesen (Abb. 28) [47]. Die Positionierung des Plakats am Rand einer vielfrequentierten Straße bringt die politische Relevanz zum Ausdruck und verweist zugleich auf die öffentliche Vertrautheit mit der Thematik. Dabei basiert die Rezeptionserfahrung geradezu auf einer Verschränkung der Strukturkategorien sex, gender, race und sexuality: Zu sehen ist eine hypersexualisierte, nackte, weiße Frau in lasziver Pose. Plakatgestaltung

und Platzierung machen zweierlei deutlich: Einerseits, dass die südafrikanische Öffentlichkeit mit dem Thema »Gender Testing« so vertraut sein muss, dass sich damit sinnvoll werben lässt; und andererseits, dass die im Plakat angezeigte Weiblichkeit auf ein Idealbild zurückgreift, welches als originär und mit dem Slogan »No need for Gender Testing« nicht weiter zu prüfende Weiblichkeit dargestellt wird.

Abbildung 28: »No need for Gender Testing«



Foto aus »Telegraph« vom 30.09.2009

In Abgrenzung zu einer als »humiliation, violation of human rights« (Olivesi 2016, S. 94) eingestuft diskursiven Herstellung von Differenz im südafrikanischen Mediendiskurs treten in den eigenen Analysen ferner zwei Diskursmuster hervor, die sich in einen *Diskurs der wissenschaftlichen Relativierung* sowie in einen *Diskurs der Naturalisierung* unterteilen lassen. Während Ersterer darauf fokussiert, einen kulturellen Relativismus mit Bezug auf die Begriffe »Intersexualität« sowie auch »Hermaphroditismus« herauszustellen, beschränkt sich Letzterer darauf, Semenyas Geschlechtskörper als seltene und kostbare Geschlechtervariation zu adressieren und ihr Geschlecht hierzu mittels einer sakral besetzten Deutung als göttliche Erscheinung zu verhandeln. Auch hier sind es primär politische Aktivist*innen, welche die Diskursposition formieren, indem sie die genannten medizinischen Termini mit Verweis auf ein sich sprachlich zeigendes kulturelles Unwissen in ihren Gegensatz verkehren. Exemplarisch äu-

bert sich wiederholt Julius Malema, Politiker der Economic Freedom Fighters (EFF) und ehemaliger Präsident der ANC Youth League (ANCYL), kritisch zu dem im westlichen Mediendiskurs sowie von Seiten der Sportverbände gebrauchten Begriff des »Hermaphroditen«, indem er konstatiert: »Hermaphrodite, what is that? Somebody tell me, what is a hermaphrodite in Pedi? There's no such thing, hermaphrodite, in Pedi. So don't impose your hermaphrodite concepts on us.« [48,72]

Diskurstheoretisch ist Malemas Feststellung von zentraler Bedeutung, da sie auf die kulturelle Eingebundenheit sprachlich verankerter Vorstellungen von Geschlecht verweist. Indem er fragt: »what is a hermaphrodite in Pedi?« (Pedi bzw. Sepedi ist eine von elf Amtssprachen in Südafrika), weist er auf die kulturelle Nicht-Existenz westlicher Deutungen im südafrikanischen Denken über Geschlecht hin. Mit seiner Frage fordert er zugleich zu der Einsicht auf, dass die vom Sportverband vollzogene Problematisierung von Semenyas Geschlecht keine kulturübergreifende Allgemeingültigkeit besitzt und sich somit im Kontext eines global und kulturübergreifend ausgerichteten Wettkampfsports nicht problemlos auf alle Sportler*innen übertragen lässt. Vor diesem Hintergrund stellen für Malema »Intersexualität« und »Hermaphroditismus« genuin westliche Konzepte dar, und der Versuch Semenyas Geschlecht mit diesen aufzuklären spiegelt für ihn eine Deutungspraxis wider, die einer südafrikanischen *Frau* ihre Geschlechtszugehörigkeit und -identität als Frau abspricht.

Die zielgerichtet gegen die »sprachliche Unwissenheit« anschließend im südafrikanischen Mediendiskurs produzierten Übersetzungsversuche lösten eine »local language controversy« (Hoad 2010, S. 402) aus. In der Untersuchung zeigt sich diese mitunter daran, dass sich einige Wissenschaftler*innen und Journalist*innen im Anschluss an Malemas Kritik zu Wort melden, um eine einigermaßen nachvollziehbare Übersetzung für den Begriff »Hermaphroditismus« vorzulegen [72]. Thelma Tshebane von der Wits School of Languages in Johannesburg etwa übersetzte »Hermaphrodite« in Pedi als »setabane«, was anschließend zu ganz neuen Kontroversen und Irrtümern führte. Als Reaktion hierauf stellte der Journalist Ido Lekota klar, dass das Wort »setabane« (ebd.) eine falsche Übersetzung darstelle und die korrekte Übersetzung eigentlich »sekeramatona« lauten müsse [49,72]. Beide Übersetzungen vereint, dass sie dem »Hermaphroditen« zwar keine eigene Geschlechtszugehörigkeit absprechen, diesen jedoch mit neuen negativen Attributen besetzen, indem sie diesen u.a. als »fag« und »clumsy« beschreiben und so einen neuen Diskriminierungsdiskurs erschaffen (vgl. Hoad 2010, S. 402).

Ferner wird die westlich-medizinische Deutungshoheit mittels Interviews mit Mitgliedern aus Semenyas Familie relativiert, die im südafrikanischen Medien-

diskurs als authentische Zeug*innen einer ›wahren‹ Weiblichkeit positioniert werden. So wird mehrmals ihr Vater Jacob Semenya interviewt, welcher mit Verweis auf seine Herkunft aus dem »small Limpopo village« [50], das noch nach traditionellen Regeln lebe (»simply rules« [50]), medial als Mann aus einfachen Verhältnissen vorgestellt wird und sich vor dem Hintergrund seiner provinziellen Herkunft in kompletter Ahnungslosigkeit über das im Falle seiner Tochter angewendete »gender testing« äußert. »I don't even know how they do this gender testing. [...] I don't know what a chromosome is. This is all very painful for us, we live by simple rules in our culture. We do not intrude. This is not natural. To go through such an unusual thing must be very hard for Caster.« [50]. Auf diese Weise wird Semenyas intersexueller Körper mit Verweis auf eine familiäre und topographische Herkunft im südafrikanischen Diskurs geradezu als Sinnbild eines vormodernen und vorsäkularen Körpers konstruiert.

Daneben finden sich vereinzelt auch Positionen, die Semenyas hermaphroditischen bzw. intersexuellen Körper nicht tabuisieren bzw. als weiblich herausstellen, sondern explizit adressieren und in diesem Zuge ihr Geschlecht als kostbare Erscheinung idealisieren. Die in diesem Kontext am häufigsten angeführte Position ist die der 2018 verstorbenen Winnie Madikizela-Mandela, welche eine naturalistisch-sakralisierende Haltung einnimmt, in der sie Semenyas Körper als »God's creation« [51] beschreibt: »There is nothing wrong with being a hermaphrodite. It is God's creation. She is God's child. She did not make herself. God decided to make her that way and that can't be held against her.« [51,10,73] Diskurstheoretisch lässt sich Madikizela-Mandelas Umschreibung auch als eine de-stigmatisierende Umdeutung einer vormals pathologischen Besetzung begreifen: Indem sie den westlich-medizinischen Terminus des »hermaphrodite« gebraucht und statt eine pathologische Klassifikation herzustellen dessen Besonderheit akzentuiert, zielt sie darauf ab, eine vormals negative Besetzung in ihren Gegensatz zu verkehren.

Semenya als Symbol des Widerstands

In ihrem einflussreichen Aufsatz »Can the Subaltern Speak« (1988) stellt die postkoloniale Theoretikerin Gayatri Spivak die Frage, wie sich gesellschaftlich ausgegrenzte Subjekte durch Erlangung einer Stimme im Diskurs Gehör verschaffen und so aus ihrer marginalisierten Situation befreien können. Sie greift hierzu auf Erkenntnisse aus einem Forschungsprojekt zurück, in dessen Zentrum bäuerliche Gemeinschaften in Indien stehen, die abgeschlossen von der restlichen Gesellschaft existieren und bislang auch noch in keinem Geschichtsbuch erwähnt werden. Am Beispiel der von ihnen seit Jahrhunderten praktizierten Witwenverbrennung macht sie auf die existenzielle Situation der Frauen aufmerksam, welche innerhalb der patriarchalen Strukturen ihrer Gemeinschaft keinen Zugang zu Bildung haben, nicht Lesen und Schreiben können und somit auch nicht imstande sind, sich angesichts einer frauenfeindlichen Tradition mitzuteilen, um sich selbst aus dieser Situation zu befreien. Spivak betont, dass die fehlende Stimme der Witwen in den öffentlichen sowie wissenschaftlichen Diskursen in einer Tradition begründet liegt, welche keine Veränderung der Situation und keine Emanzipation der Frauen vorsieht und dies der eigentliche Grund dafür sei, warum ihre gequälten Körper ewig stumm blieben. In diesem Sinne versteht Spivak unter »speak« ein Für-Sich-Selbst sprechen bzw. ein Sich-Gehör-Verschaffen und beschreibt damit eine politisch-aktive Praxis, selbst Teil eines Diskurses zu werden, um hierüber öffentliche Sichtbarkeit zu erlangen und so eine gesellschaftliche Wahrnehmung und Sensibilisierung für die eigene Existenzlage zu erzeugen.

Im postkolonialen Forschungskontext wurde Spivaks Überlegungen zu »speak« aufgegriffen und inzwischen weiter ausdifferenziert. So greift u.a. Chandra Talpade Mohanty (1991) Spivaks Begriff auf und wendet diesen auf allgemeinere postkoloniale Fragen an. Dabei konstatiert sie, dass nicht nur in abgelegenen Regionen, sondern ausgehend von der Kolonialzeit allgemein in westlichen Diskursen ein stereotypes Bild von Frauen aus ehemaligen Koloniestaaten

konstruiert werde, welches diese als stumme und machtlose Subjekte adressieren würde. Amrita Basu (1995) und Richa Nagar (2006) waren es schließlich, die Spivaks Gedanken einer diskursiven Verstummung aufgegriffen und pragmatische Lösungswege aufgezeigt haben, um »discursive agency« zu betreiben. So sammelte Basu verschiedene Malereien und fragmentarische Schriftstücke und stellte diese in Museen und Bibliotheken aus, während Nagar mit den marginalisierten Frauen sprach, diese Gespräche aufzeichnete, anschließend veröffentlichte und so in den öffentlichen Diskurs überführte.¹

In Anbetracht einer diskursiven Verstummung und heteronormativen Geschlechter-Identifizierung stellt sich abschließend die Frage, ob Semenya im Mediendiskurs tatsächlich »stumm« bleibt oder ob sie auch Widerstand gegen eine als westlich-hegemonial eingestufte Normierung ihres Geschlechts leistet. So macht Elaine Salo (2016) etwa deutlich, dass Semenyas Körper zwar im Mittelpunkt des westlichen als auch südafrikanischen Mediendiskurs steht, es jedoch stets andere seien und nicht sie selbst, die über sie sprechen, ihren Körper verhandeln und ihr ein spezifisches Geschlecht zuweisen. Um Semenyas marginalisierte Diskursposition herauszustellen, spricht Salo in Anlehnung an Spivak auch von einem »muted body« (S. 152) und identifiziert die Macht der Medien und des Sports darin, dass diese imstande seien, Semenyas Geschlecht zu verhandeln,

-
- 1 Ähnlich wie bei Spivak lässt sich Widerstand auch mit Foucault (2007) als eine »Praktik der Befreiung« (S. 283) begreifen, um hegemoniale Identitätszuschreibungen zu opponieren. Foucault selbst hat »Widerstand« nicht als eine totale Ablehnung von Herrschaft und der sie auszeichnenden Machtinstitutionen begriffen. Vielmehr sah er Widerstand als einen strategischen Versuch an, eine gegebene Herrschaft zu unterwandern, zu transformieren oder ihr zu entgehen (vgl. Reinhart 2004, S. 470). Ähnlich argumentiert Rancière (1995), welcher Widerstand als Prozess der Des-Identifikation mit den Kategorien einer bestehenden Ordnung begreift. Im gender-theoretischen Sinne könnte ein solcher Widerstand etwa darin bestehen, »auf bewusste, spielerische Weise mit den verkörperten Geschlechternormen umzugehen« (Gugutzer 2011, S. 53) und so eine alltagspraktische Umdeutung diskursiv sedimentierter Konventionen vorzunehmen. So griff u.a. Butler (1991) Foucaults Widerstands-Begriff auf und zeigte am Beispiel der Travestie, dass sich der temporäre Geschlechtsrollenwechsel auch als eine Praxis des Widerstands gegen eine heteronormative Geschlechterordnung lesen lasse (S. 201ff.; vgl. auch Krämer 2020). Denkbar wäre auch, den diskursiv produzierten Wahrheiten eine andere Wahrheit entgegenzuhalten und Widerstand durch Widerlegung oder Irritation zu leisten.

ohne jemals selbst mit ihr gesprochen zu haben. Auf diese Weise stellten »the media, sports administrators and sports scientists Caster Semenya's self-appointed representators, and the authoral voice of her experience« (S. 151) dar.

»Caster Semenya's body, the only material vehicle to the recognition of her personhood, was rendered immaterial, a discursive signifier to consolidating more powerful institutions' claims in their creations of ›truth‹ in the process. Ultimately Caster Semenya's interpretation of her experiential reality, as a young gifted woman athlete who rose from a humble rural background, to stardom on a global stage, was not allowed the space to be acknowledged.« (S. 150f.)

Ein Interview, welches Semenya 2017 (also acht Jahre nach den ersten medialen Zweifeln an ihrem Geschlecht) dem südafrikanischen Fernsehsender »SuperSport TV« gab und das anschließend sowohl in den westlichen als auch südafrikanischen Medien abgebildet wurde [101,74,53,20], lässt sich als ein solcher Widerstand durch Bemächtigung einer eigenen Sprecherposition lesen.

In dem Interview richtet sich Semenya explizit gegen die pathologisierende Deutung ihres Geschlechts und insbesondere gegen eine im selben Jahr vom IAAF veröffentlichte medizinische Studie (Bermón & Garnier 2017), welche nachzuweisen versucht, dass hyperandrogene Sportler*innen nicht-hyperandrogenen insbesondere in den Laufdisziplinen im Vorteil seien und daher einer besonderen Regulierung ihres sex bedürfen, welche auf einer Absenkung ihres Testosteronwertes abzielt. In dem Interview nimmt Semenya die medizinisch fundierte Problematisierung zum Anlass, eine Stellungnahme zu ihren bisherigen Leistungen und zu ihrem Geschlecht abzugeben. Dabei richtet sich ihre Kritik insbesondere gegen die Behauptung, dass sie ihre sportlichen Erfolge einer körperlichen ›Auffälligkeit‹ verdanke und diese nicht als eine verdiente und hart erarbeitete Leistung oder einem individuellen Talent zugeschrieben werden. Um stattdessen die Rechtmäßigkeit ihrer bisherigen Leistungen einzufordern, wehrt sie die verbreitete pathologisierende Normierung mit Verweis auf eine biologische Echtheit ihres Geschlechts ab und verweist hierzu auf das Vorhandensein sowie die Funktion ihrer Geschlechtsorgane. Beispielhaft äußert sich Semenya in dem Interview auf die Frage nach den Vorwürfen, sie sei keine ›echte‹ Frau, wie folgt:

»I don't understand when you say I have an advantage because I am a woman. When I pee, I pee like a woman. I don't understand when you say I am a man or I have a deep voice. How the hell can you change gender in the rural areas? I am a woman. We don't have good doctors, we are not rich to do such procedures. [...] I know I like man's stuff;

that is not a question. The question is where do I fall in? I am a female; that is not a question, that is how I have been raised since I was young. [...] My mother was affected because she was the one who was changing my nappies when I was young.« [101,74,53,20]

Mit diesem Statement setzt sich Semenya erstmals öffentlich gegen die ihr über die westlichen Medien und den Sport zugewiesene Subjektposition als intersexuelle, hyperandrogene und männliche bzw. unweibliche Person zur Wehr und transformiert hierzu eine bisherige Adressierung dadurch in ihren Gegensatz, dass sie sich selbst über die Benennung anderer quasievidenter Geschlechtsmerkmale als »echte Frau« thematisiert. Indem sie auf ihre weiblichen Genitalien hinweist und diese mit Hinweis auf ihre Funktion als funktionierende und rechtmäßige Zeichen von Zugehörigkeit markiert (»When I pee, I pee like a woman« [20]), bedient sie sich selbst einer normativen Zuweisungspraxis und umgeht zugleich die Deutungshoheit einer ausschließlich hormonell fixierten Geschlechtervalidierung. Damit beruht der von ihr geleistete Widerstand einerseits auf einer heteronormativen Deutung von Geschlecht, welche sich im Umkehrschluss zur Anerkennung von Weiblichkeit jedoch nur auf »andere«, nämlich auf im Sport inzwischen als obsolet eingestufte Klassifikationskriterien bezieht. Vor diesem Hintergrund macht das Zitat deutlich, wie Semenya eine medizinisch fundierte Aufklärung von Geschlecht in eine ethische Frage transponiert, die nicht nach einer validen Konstitution ihres Körpers, sondern nach dem Recht einer Person auf ein eigenes Geschlecht fragt und dieses gegen hegemoniale Deutungen positioniert.

10 Jahre später kulminierte Semenyas Position darin, dass sie sich mit dem Südafrikanischen Leichtathletikverband (ASA) zusammentat, um vor dem CAS gegen die vom IAAF 2018 in Stellung gebrachten »DSD Regulations« zu klagen. Diese sehen vor, dass speziell intersexuellen Sportler*innen mit einem 46,XY Chromosomensatz über einen Zeitraum von mindestens sechs Monaten ihren Testosteronwert auf unter 5 nmol/L senken müssen, z.B. durch Einnahme hormonsenkender Medikamente. In ihrer Klage bezeichneten Semenya und der ASA die DSD Regulations als »discriminatory, unnecessary, unreliable and disproportionate« (CAS 2019a). Damit outete sich Semenya nicht nur erstmals öffentlich als eine Sportlerin, die von der Entscheidung des CAS betroffen ist: Zugleich machte sie über den Diskurs der Sportpolitik auch auf die marginalisierte Situation von hyperandrogenen Frauen aufmerksam, deren Körper erst angesichts einer binären Segregationslogik im Sport als problematisch und behandlungsbedürftig in Erscheinung treten.

Dass sich der CAS bei der Entscheidungsfindung, die mit 2:1 gegen Semenya und den ASA ausfiel, nicht leichttat, zeigte sich besonders an dem abschlie-

ßenden Statement, in dem dieser einräumte, dass die DSD Regulations des IAAF hyperandrogene Sportler*innen zwar diskriminierten, ihre Behandlung für die Integrität der Frauenleichtathletik jedoch notwendig sei. In ihrem Statement heißt es hierzu in drei Punkten:

1. »The difficulties of implementation of the DSD Regulations in the context of a maximum permitted level of testosterone. The Panel noted the strict liability aspect of the DSD Regulations and expressed its concern as to an athlete's potential inability to remain in compliance with the DSD Regulations in periods of full compliance with treatment protocols, and, more specifically, the resulting consequences of unintentional non-compliance.
2. The difficulty to rely on concrete evidence of actual (in contrast to theoretical) significant athletic advantage by a sufficient number of 46 XY DSD athletes in the 1500m and 1 mile events. The CAS Panel suggested that the IAAF consider deferring the application of the DSD Regulations to these events until more evidence is available.
3. The side effects of hormonal treatment, experienced by individual athletes could, with further evidence, demonstrate the practical impossibility of compliance which could, in turn, lead to a different conclusion as to the proportionality of the DSD Regulations.« (CAS 2019a)

Verhältnis zwischen Medien- und Medizindiskurs

In der Geschichte des Sports unterliegen die Geschlechtsmerkmale, die anzeigen, ab wann eine Person als weiblich oder männlich gilt, zwar einer fortlaufenden Veränderung, doch obliegt die Deutungshoheit über sie stets der Medizin. Vor diesem Hintergrund wird die Durchführung von Sex-Tests im Sport zwar mit dem Argument begründet, ein »level playing field« (IAAF 2018) durch Geschlechtertrennung auf der Grundlage objektiver Geschlechtsmerkmale zu gewährleisten. Doch zeigt sich bei näherer Betrachtung – und wie bereits die Behandlungen Ratjens und Klobukowskas deutlich gemacht haben –, dass den objektivierten Geschlechtsmerkmalen in jeder Zeit eine androzentrische Deutung von Leistung immanent ist, welche die Annahme einer »männlichen« Leistungshegemonie über das Argument eines leistungsfähigeren Körpers reproduziert und diese auf den intersexuellen Körper überträgt.

Während in dieser Diskurslogik Sportmedien und -verbände so auch weiterhin den Ein- und Ausschluss von intersexuellen Sportler*innen regulieren, aktuell über den Bezug auf das Androgen Testosteron, haben sich im Intersexdiskurs des 21. Jahrhunderts inzwischen liberalere Ansätze durchgesetzt, welche statt einer heteronormativ angelegten Einpassung die Autonomie des intersexuellen Körpers betonen und die Intersexualität als eigene Geschlechterkategorie adressieren. Vor diesem Hintergrund vollzieht sich die Aufhebung der einst obligatorisch vorgenommenen Chromosomentests in den 1990er Jahren nicht nur vor dem gesellschaftspolitischen Hintergrund von Mauerfall und Fall des Eisernen Vorhangs, sie vollzieht sich auch vor dem Hintergrund eines sich im medizinischen und juristischen Feld vollziehenden Paradigmenwechsels, welcher in einer Anerkennung der Intersexualität als eigene Geschlechterkategorie resultiert (vgl. Goldberg 2017; Dede 2016). In diesem Sinne zeigt sich am Beispiel Semenyas ein seit Beginn des modernen Sports haltendes Regulierungsprinzip, welches im Gegensatz zum vielschichtigen und mitunter liberalen Medizindiskurs steht.

Damit wird im Falle Semenyas bei inzwischen erfolgreicher Adressierung der »Intersexualität« in Medien und Sport auch weiterhin an einer Diskurstradition festgehalten, die bereits bei Ratjen und Kłobukowska existierte und wo sich diese an einer konsequenten bipolaren Deutung von Geschlechtsorganen und -chromosomen zeigt, welche gegen die liberalen Ansätze positioniert werden, die zeitgleich im Medizindiskurs existieren.

Unter Rücksichtnahme dieses Diskursmusters stellt sich im Folgenden die Frage, wie sich erklären lässt, dass im westlichen Mediendiskurs sowie auf Seiten der Sportverbände auch weiterhin eine binäre Geschlechter-Klassifikation beglaubigt wird und warum es derzeit gerade der Testosteronwert ist, welcher als Merkmal zur Herausstellung eines il/legitimen Körpers herangezogen wird? Warum löst gerade dieser, mit dem auch Semenyas Körper als »hyperandrogen« problematisiert wird, das geschlechtsanzeigende Primat der Chromosomen ab?

DIE »INTERSEX-BEWEGUNG«

Am Ende des 20. Jahrhunderts kommt es zu einer Reihe von öffentlichen Statements, in denen intersexuelle Menschen erstmals ihre traumatischen medizinischen Behandlungserfahrungen in Medien und Wissenschaft öffentlich machen und damit einen Prozess der Enttabuisierung einläuten (vgl. Kessler 1998; Preves 2002, 2003; Fröhling 2003; Lang 2006). Im Zentrum der sich formierenden »Intersex-Bewegung« (Voß 2012) steht die Kritik an der in europäischen und US-amerikanischen Kliniken seit den 1950er Jahren systematisch praktizierten »optimal gender policy« (s. Kap. zu Kłobukowska) und dem ihr zugrundeliegenden Ansatz, eine chirurgische und hormonelle »Normalisierung« von intersexuellen Körpern im Kindesalter vorzunehmen und diese mit dem Argument des Kindeswohls, einer zukünftigen heterosexuellen Beziehungsfähigkeit und der so ermöglichten Entwicklung einer stabilen Geschlechtsidentität zu begründen.

In Abgrenzung hierzu wird die »Intersex-Bewegung« seit den 1990er Jahren von vornehmlich endokrinologischen Forschungsarbeiten gestützt, welche mit dem Verweis auf das genuin variable Merkmal der Hormone die empirische Existenz zwischen- bzw. doppelgeschlechtlicher Erscheinungen untermauern. Zu einem der einflussreichsten Wissenschaftler*innen in diesem Feld zählt der Biologe Milton Diamond (1993, 1995, 2009; Diamond & Richter-Appelt 2008), welcher in klarer Abgrenzung zu der von John Money propagierten »optimal gender policy« den Standpunkt vertritt, dass die Entwicklung der Geschlechtsidentität kein Ergebnis von sich materialisierenden sozialen Interaktionen darstellt, sondern genetisch und bereits pränatal festgelegt werden und sich durch

den Einfluss der Hormone im Gehirn festschreibt. Mit diesem Ansatz positioniert er sich innerhalb der seit den 1950er Jahren geführten »Nature-Nurture-Debatte« gegen ein Primat des Sozialen zugunsten eines der Biologie (vgl. Voß 2019; Palm 2011). Im Zentrum von Diamonds »Sexuality-at-Birth-Theory« (Diamond 2009) steht die Annahme, dass pränatal wirkende Hormone das Kind mit einer spezifischen, nicht zwingend männlichen oder weiblichen, Geschlechtsidentität prägen, diese postnatal im Laufe der Zeit zunehmend zum Ausdruck kommt und somit im sozialen Austausch nach und nach als geschlechtsspezifisches Verhalten in Erscheinung tritt.

»The organization-activation theory posits that the nervous system of a developing fetus responds to prenatal androgens so that, at a postnatal time, it will determine how sexual behavior is manifest. How organization-activation was or was not considered among different groups and under which circumstances it is considered is basically understood from the research and comments of different investigators and clinicians.« (Ebd., S. 621)

In einem Interview, welches er 2008 mit der Sexualforscherin Hertha Richter-Appelt führt, fasst er den Kern seines Ansatzes wie folgt zusammen:

»Unsere Entwicklung unterliegt, wie ich 2006 geschrieben habe, einigen grundlegenden Einflüssen – wir sind nicht neutral. Auf Basis dieser Einflüsse interpretieren wir die Umwelt auf je unterschiedliche Art und Weise. Grundlegend ist die Biologie, die Umwelt kommt danach. Und ich glaube, dass Nervensystem und Gehirn eine wichtige Rolle spielen. Intersexuelle zeigen eine viel größere Variabilität hinsichtlich dessen, was wir männlich oder weiblich nennen. Ein ähnlicher Einfluss zeigt sich auch bei Transsexuellen. Wenn ein drei oder vier Jahre altes Kind sagt: »Ich weiß, dass ich kein Junge bin«, dann sagt es nicht: »Ich bin ein Mädchen«. Es hat ein negatives Wissen, weil es wie ein Junge behandelt wird und sagt: »Das bin ich nicht«. Und ich denke, das gibt es in allen Kulturen: Nicht nur in den USA und Deutschland werden diese Kinder falsch behandelt. In einer niederländischen Studie hat mehr als 1 % der Befragten erklärt, sie lebten zwar als Männer, würden aber lieber als Frauen leben. Irgendetwas im Inneren sagt: »Ich bin anders.« (Diamond & Richter-Appelt 2008, S. 376)

Doch auch Diamonds Ansatz, welcher das wissenschaftliche Fundament für die Intersex-Bewegung geliefert hat und auf dessen Forschungen intersexuelle Aktivist*innen nach wie vor verweisen, um über den Bezug auf einen »so born body« (Neal 2013, S. 5) das Recht auf geschlechtliche Selbstbestimmung einzufordern [102], gerät alsbald unter Kritik. Neben Cheryl Chase, Gründerin der Intersex Society of North America (ISNA), sind es hier in erster Linie Wissenschaft-

ler*innen aus den Gender Studies, darunter Anne Fausto-Sterling (2000, 2012) und Judith Butler (2009b), die Diamonds Verständnis von Geschlecht in Frage stellten. Als Reaktion konstatierte Butler vor einigen Jahren mit Bezug auf die beiden einflussreichsten Mediziner in der Intersexforschung der letzten 50 Jahre, John Money und Milton Diamond:

»Während also einige Experten wie Money behaupten, das Fehlen eines vollständigen Phallus sei die soziale Begründung dafür, ein Kind als Mädchen zu erziehen, meinen andere wie Diamond, das Vorhandensein eines Y-Chromosomen sei der überzeugendste Beweis, es sei das, was in den anhaltenden Männlichkeitsgefühlen angezeigt sei, und lasse sich nicht wegkonstruieren.« (Butler 2009b, S. 107)

Wenngleich Diamonds Ansatz auf die konstruktivistischen Wissenschaften den Eindruck eines biologistischen Determinismus hinterließ, so ermöglichte es die Akzentuierung eines qua Geburt gegebenen Geschlechts die Intersexualität als eine Variation in der Natur zu adressieren, welche nicht, wie lange Zeit argumentiert und entsprechend umgesetzt wurde, in einem operativ und hormonell modifizierten Körper zu normalisieren sei. Damit wurde durch Einfluss von Diamonds Forschungen im medizinischen Intersexdiskurs ein Paradigmenwechsel auf der Ebene des biologischen Körpers angeregt, in dessen Zentrum die Überlegung steht, die zur Geburt vorliegenden Geschlechtsteile eines intersexuellen Kindes nicht mehr chirurgisch anzupassen, sondern Geschlecht fortan graduell zu denken und auch ›andere‹ Erscheinungen als biologisch gegebene Existenzen anzunehmen.¹

1 In einer historischen Betrachtung vollzieht sich unter Einfluss von Diamonds Forschungen eine Revitalisierung des bereits vom Sexualhistoriker Thomas Laqueur (1990) beschriebenen »Ein-Geschlechter-Modells«. Die seiner Arbeit zugrunde gelegte These lautet, dass die Geschlechtskörper im Abendland bis zur Aufklärung als kommensurable Entitäten gedeutet wurden, womit Anatomie und Medizin männliche und weibliche Geschlechtsmerkmale nicht als grundsätzlich verschiedene Organe (»two-sex-modell«) eines oppositionellen Anderen markierten, sondern diese in Analogien und graduellen Differenzen (»one sex model«) bewerteten. Mit Diamonds genetisch und hormonell fundierter Theorie wird es möglich, dieses Graduelle unter naturwissenschaftlichem Vorzeichen erneut zu denken.

SEXUALHORMONE IM SPORT

Während im Medizindiskurs des 21. Jahrhunderts unter Einfluss von Diamonds »sexuality-at-birth-theory« systematisch neue Behandlungskonzepte erarbeitet werden, welche Erklärungen dafür liefern, warum es sinnvoll ist, intersexuelle Menschen nicht mehr unmittelbar nach der Geburt operativ zu vereindeutigen, halten die Weltsportverbände weiterhin an einer strukturbedingten Geschlechterdichotomie fest. Im aktuellen Sport zeigt sich dies etwa daran, dass zwar an die Deutungshoheit der Hormone angeschlossen wird und so etwaige Zweifel am Geschlecht primär endokrinologisch aufgeklärt werden, der potentiell heterogene Deutungsrahmen, welchen die Hormone genuin mit sich bringen, hinsichtlich einer Herstellung von Zweigeschlechterordnung modifiziert wird. Wie bereits in den 1930er und 1960er Jahren, ist in der zeitgenössischen Medizin immer schon bekannt, dass kein dichotomes Schema »natürlich« ist, sondern Geschlechtsorgane, Chromosomen als auch nun Hormone, speziell die im Sport des 21. Jahrhunderts verhandelten Androgene, graduell vorliegen. Jedoch wird im Kontext des Sports dieses Wissen über die »Variabilität des Natürlichen« zugunsten einer strukturbedingten Dichotomie als Differenzierungsprinzip in Stellung gebracht.

Dies zeigt sich z.B. dann, als 2011, nach einer etwa 20-jährigen Phase ohne Sex-Tests, plötzlich wieder Sex-Tests in Form von Hormontests im Frauensport eingeführt wurden, um im Anschluss an Semenys Fall fortan die Partizipation von hyperandrogenen Sportler*innen zu regulieren, bei denen es sich häufig um intersexuelle Sportler*innen mit einer sog. »46,XY-DSD Kondition« handelt. Analog hat diese klassifikatorische Praxis Auswirkungen auf jene Sportler*innen, die sich einer Geschlechtsangleichung unterzogen hatten. Insbesondere Transfrauen, die als biologische Männer zur Welt kommen und sich später einer feminisierenden Geschlechtsangleichung unterziehen und beabsichtigen, im Frauensport anzutreten, haben sich nach den Regularien des IAAF (2011) fortan einem Hormontest sowie – je nach Höhe des Testosteronwerts – ggf. einer anschließenden Hormonbehandlung zu unterziehen, welche i.d.R. eine medikamentöse Hormonsenkung vorsieht.

Da sich jedoch Androgene wie Testosteron nicht ohne Weiteres binär taxieren lassen, sondern »grenzüberschreitend« und graduell vorliegen (u.a. deswegen, weil auch der weibliche Körper Androgene und der männliche Körper Östrogene produziert), haben die Sportverbände Richtwerte festgelegt, mittels derer sich eine binäre Differenzierung auch angesichts variabler Messwerte regulieren lässt. Wie Marion Müller (2017) auch argumentiert, hat es die Variabilität der Hormone zudem notwendig gemacht, dass die Sex-Tests einem dichotomistisch angelegten Kriterienkatalog folgen. Da es sich bei diesen um keine obligatorischen,

sondern um fallspezifische Testungen handelt, müssen seit 2011 in einem ersten Schritt zunächst überhaupt Sportler*innen ausfindig gemacht werden, deren Körper Hinweise auf einen etwaigen hohen Androgenwert liefern. Vor diesem Hintergrund sehen die Regularien vor, etwaige Auffälligkeiten an einem sichtbaren Körper zu erkundschaften, welcher dahingehend in Augenschein genommen wird, ob sich bei diesem »Zeichen der Virilisierung« erkennen lassen. Vor diesem Hintergrund werden verschiedene Geschlechtsmerkmale zwar als graduelle Variationen taxiert, ihre Häufigkeit jedoch wiederum als Indiz eines nachzuprüfenden Hyperandrogenismus gewertet. Als Maßstab hierzu hat der IAAF 2011 einen sog. »Hirsutismus-Score« eingeführt (s. Abb. 29; zit.n. Müller 2017, S. 219).

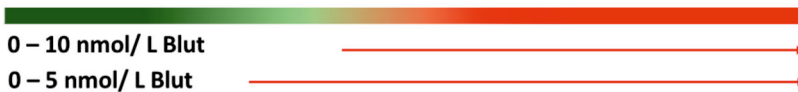
Abbildung 29: »Hirsutismus-Score« IAAF 2011

Body Area	Date of exam :					
Upper Lip					Score	
Chin					Score	
Chest					Score	
Upper Abdomen					Score	
Lower Abdomen					Score	
Arms					Score	
Thigh					Score	
Upper Back					Score	
Lower Back					Score	
TOTAL SCORE						

Der »Hirsutismus-Score« beruht auf einem klassifikatorischen Bewertungsprinzip, das an der Taxierung von Körperbehaarung in einzelnen Körperregionen, Gesicht, Arme, Brust, Beine, Rücken, Po und Genitalbereich, einen Gesamtwert als Indikator für Geschlechtszweifel objektiviert. Damit setzt dieser einerseits einen konstruierten Idealtypus von weiblichem Phänotyp voraus und schließt zugleich an die Tradition der Taxierung von quantitativ ermittelten »Auffälligkeiten« an, wie sie etwa bereits in den 1940er Jahren von Andrea Prader zur Bewertung des äußeren Genitale (»Prader-Skala«) entwickelt wurde (s. Kap. Ratjen). Auf diese Weise wurde es im Sport möglich, im Gegensatz zu der sich sowohl im internationalen Recht als auch in der Medizin vollziehenden Liberalisierung auch weiterhin an einer binären Einteilung der Geschlechter festzuhalten.

Abbildung 30: Testosteron als Differenzkriterium

Testosteronwert



Zur Veranschaulichung illustriert die in Abbildung 30 gezeigte Grafik, wie der vormals noch als legitim eingestufte Testosteronwert im Frauensport, welcher 2011 in einem Bereich von 0-10 nmol/L festgelegt wurde, angesichts einer medizinisch konstatierten testosteronbedingten Leistungsverzerrung restriktivere Formen angenommen hat, so dass nach den aktuellen Regularien des IAAF nur noch Sportler*innen mit einem Testosteronwert im Bereich von 0-5 nmol/L in den Frauensport zugelassen werden. Festgelegt wird dieser Wert in den speziell für die Regulierung von intersexuellen Sportler*innen vorgesehenen »Eligibility Regulations for the Female Classification« (IAAF 2019; vgl. CAS 2019, 2019a), auf die auch medial wiederholt Bezug genommen wird.

Wissenschaftliche Grundlage dieser Entscheidung bildet eine 2017 vom IAAF beauftragte und von Stéphane Bermon und Pierre-Yves Garnier durchgeführte Studie. Auf der Grundlage von 2127 Fällen kommen diese zu dem Ergebnis, dass sich im Frauensport ein Zusammenhang zwischen Testosteron und Leistung nachweisen lasse, insbesondere für die Laufdisziplinen. Eine Kritik an deren Forschungsarbeit besteht vor allem darin, dass es sich um keine repräsentative Stichprobe handele (vgl. Pielke, Tucker & Boye 2019). Eine Testung von männlichen Sportlern, deren Testosteronwert deutlich stärker variiert (laut derselben Studie im Mittel zwischen 7,7-29,4 nmol/L; vgl. IAAF 2018), wird nicht thematisiert. Auf dieser Grundlage wird aktuell mitunter die gesamte Prozedur

einer auf Androgene fokussierten Testung und Klassifikation als unrechtmäßig und illegitim kritisiert.

»We identify significant flaws in the data used by IAAF leading to unreliable results. Further, these failures have not been corrected by IAAF or the academic journal which has published them, leading to a comprehensive failure of scientific integrity. We argue that the IAAF testosterone regulations are based on a flawed scientific foundation and that this case offers more general lessons for the sport governance community on the importance of upholding the standards of scientific integrity expected in other areas of policy and regulation.« (Pielke, Tucker & Boye 2019, S. 18)

Mit Bezug auf Semenya zeigt sich vor diesem Hintergrund auch eine medial konstatierte Wirkmacht der Androgene etwa daran, dass der Testosteronwert nicht nur als Indiz sportpolitisch noch zu klärender Partizipationsrechte herangezogen wird, sondern ferner die gesamte Wahrnehmung einer Sportlerin, ihre Erfolge, Erscheinung, Herkunft etc., überlagert und so die Sportlerin öffentlich als Individuum mit einer illegitimen körperlichen Veranlagung sichtbar gemacht wird. Damit wird ein zu hohes Androgenlevel nicht nur als ein zu viel an Männlichkeit gedeutet, Androgene fungieren gleichsam als eine Art *prima causa* jedweder Leistungen im umfassenden Sinne. Auf der Ebene des Mediendiskurses zeigt sich dies exemplarisch an verschiedenen Kausalketten, die mit Bezug auf die Hormone hergestellt und mit denen Semenyas Leistungen reguliert bzw. relativiert werden:

- Ist Semenya erfolgreich, dann gilt sie als eine »auffällige« Sportlerin, deren Körper unter Verdacht steht, einen hormonellen Grenzwert zum Männlichen hin zu überschreiten, der sie wiederum übervorteilt.
- Ist sie dagegen erfolglos, wird ihr erfolgloses Abschneiden darauf zurückgeführt, dass sie sich auf Anweisung des Sportverbandes einer hormonsenkenden Behandlung unterzogen habe und damit auch wieder leistungsschwächer geworden sei.

Wie Kathryn Henne (2014) auch hinweist, werden angesichts einer im Sport bezugten Deutungshoheit der Hormone Semenyas Leistungen auf diese Weise als Ergebnis eines »unfair biological advantage« (S. 806f.) markiert.

»Semenya thus still occupies a bind: if she wins, she faces accusations that she has an unfair biological advantage; if she loses, it is evidence of treatment's effectiveness, thereby seeming to prove accusations of her intersexuality and its unfair attributes. The possibili-

ties that she would win despite the influence of treatments or lose without treatments seem foreclosed.« (Ebd.)

VERHÄLTNIS ZWISCHEN MEDIEN- UND MEDIZINDISKURS

Während mit der »Intersex-Bewegung« der intersexuelle Körper im Medizindiskurs zunehmend als eigenes Geschlecht sichtbar wird, lässt sich dieser Anerkennungsprozess nur eingeschränkt auf Medien und Sport übertragen. Wenngleich im westlichen Mediendiskurs auch kritische Positionen existieren, in denen auf das Leben intersexueller Menschen eingegangen und dabei insbesondere die Bedeutung medizinischer Eingriffe thematisiert wird [83,84], wird eine kritische Reflexion des Themas »Intersexualität im Sport« i.d.R. nach wie vor ausgespart. Dies macht sich aktuell auch darin bemerkbar, dass in den Medien nicht nur eine unzureichende, sondern bisweilen auch falsche Aufklärung über Intersexualität erfolgt, welche diese angesichts aktueller Forschungen auch weiterhin konsequent als verborgenen männlichen oder weiblichen bzw. im Regelfall als weiblichen Körper mit männlichen Anteilen deutet. Vor diesem Hintergrund zeichnen sich Sportpolitik und Sportmedien in ihren Binnenausrichtungen dadurch aus, gegen einen wissenschaftlichen, medizinischen und juristischen Liberalisierungstrend auch weiterhin an einer traditionellen Konzeption von Geschlecht festzuhalten und Veränderungen nur eingeschränkt zuzulassen.

Unter Berücksichtigung dessen haben entgegen der sich international im 21. Jahrhundert zunehmenden wissenschaftlichen und rechtlichen Anerkennung der Intersexualität als eigenes Geschlecht die Analysen zu Semenya gezeigt, dass in Sport und (westlichen) Medien nach wie vor eine Zweigeschlechterordnung als Maß aller Dinge bestätigt wird und vor diesem Hintergrund intersexuelle Sportler*innen als grenzüberschreitende und problematische Subjekte adressiert werden. In diesem Sinne kristallisiert sich ein diskursives Beziehungsmuster heraus, welches die Beziehung zwischen Mediendiskurs und Geschlechterpolitik der Sportverbände auch als »symbiotisches Verhältnis« begreifen lässt und das dadurch gekennzeichnet ist, dass beide heteronormative Ansätze von Geschlecht heranziehen, diese reproduzieren und in Abgrenzung von sich liberalisierenden Wissensfeldern agieren. Diese diskursive Diskrepanz lässt sich exemplarisch an spezifischen Punkten der Geschlechternormierung aufzeigen: Die Sportverbände IAAF und IOC schließen sich aktuell zwar dem Trend einer hormonellen Geschlechternormierung bei Intersexualität an, wenden das medizinische Wissen jedoch, wie bereits im Falle von Genitalinspektionen und Chromosomentests, ausschließlich zur Herstellung von Zweigeschlechterordnung im Sport an; auf

diese Weise werden sowohl im Mediendiskurs als auch auf Seiten der Sportverbände auch noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts jene Diskurspositionen ausgespart, die pluralistische Deutungen von Geschlecht vorsehen und der Intersexualität ein eigenes Geschlecht über den Verweis auf andere bzw. weitere Geschlechtsmerkmale zugestehen. Gleichzeitig werden Hormone auch im westlichen Mediendiskurs in Analogie zur Geschlechterpolitik der Sportverbände in Abgrenzung zum Medizindiskurs gedacht. Sie werden nicht als graduelle Geschlechtsmerkmale aufgegriffen, sondern binär verhandelt, womit der intersexuelle Körper weiterhin innerhalb eines binären Deutungsrahmens über bestimmte Mess- und Richtwerte als ›Abweichung‹ von einer Norm adressiert und reguliert wird; Ein zu viel an Testosteron wird somit als Überschreitung eines normativen Richtwertes klassifiziert und der betreffende Körper als ein Körper mit einem problematischen Geschlecht identifiziert. Hierzu testen Hormontests nicht mehr, wie noch Genitalinspektionen und Chromosomentests, auf ein spezifisches Geschlecht hin, sondern fortan auf das Vorhandensein eines als geschlechtsspezifisch markierten und biologisch verhandelten Leistungsträgers, auf dessen Grundlage wiederum eine heteronormative Geschlechtertrennung plausibel gemacht wird. Dieser Ansatz einer quasineutraleren und ausschließlich leistungsbeurteilenden Klassifikation stellt jedoch nur vordergründig eine liberalere Praxis dar. Beispielhaft lässt sich dieser Ansatz an der Fokussierung auf das Sexualhormon Testosteron als zentralen Leistungsfaktor im Sport verdeutlichen. Der hier in Medien und Sport von der Medizin übernommene Terminus »Androgene« transportiert die Annahme, dass ein mehr an Testosteron im Kausalschluss ein zu viel an Männlichkeit im Frauensport bedeutet und sich diese körperlich bedingte Leistungsverzerrung objektiv messen lasse. Der sog. »Androgenwert« bringt somit einen normativen Toleranzbereich zum Ausdruck, in welchem Körper mit unterschiedlichen Mengen an männlichen Hormonen als legitime oder illegitime Körper klassifiziert werden. In diesem Sinne wird wie bei Genitalinspektionen und Chromosomentests auch bei den Hormontests mit normalisierenden Konzepten gearbeitet. Wie Cherly Cooky und Shari Dworkin (2013) argumentieren, reproduzieren Androgene einen männlich hegemonialen Leistungsgedanken. Dieses Segregationsmuster lässt sich bereits auf die 2011 vom IAAF veröffentlichten Regularien zurückführen, in denen es noch heißt:

»Competition in athletics will continue to be divided into men's and women's competition recognising that there is a difference in sporting performance between elite men and women, that is predominantly due to higher levels of androgenic hormones in men. A female with hyperandrogenism who is recognised as a female in law shall be eligible to compete

in women's competition in athletics provided that she has androgen levels below the male range [...].« (IAAF 2011)

Vor diesem Hintergrund macht das Beispiel zu Semenya ein Spannungsverhältnis zwischen Medien- und Medizindiskurs deutlich, welches sich durch die Beharrungskraft einer männlichen Leistungshegemonie und durch eine Nachrangigkeit des medizinischen Intersexdiskurses beschreiben lässt. Damit wird die sich im Medizindiskurs vollziehende Liberalisierung, in dessen Zentrum die prä-natale Wirkung von Hormonen zur Anerkennung von Geschlechtervariationen steht, im Mediendiskurs in ihren Gegensatz verkehrt: Im Mediendiskurs werden Hormone analog zur Geschlechterpolitik der Sportverbände innerhalb der bestehenden Strukturen als binäre Merkmale produktiv gemacht. Damit äußert sich ein Spannungsverhältnis darin, das medizinische Ansätze zwar nicht ignoriert, jedoch produktiv dazu genutzt werden, um Zweigeschlechterordnung mit Verweis auf quasivalide Merkmale zu beglaubigen.

In Abgrenzung zu dieser obsoleten Deutung von Geschlecht lassen sich in Analogie zur »Intersex-Bewegung« die sich in den letzten Jahren im Mediendiskurs aufkommenden kritischen Positionen intersexueller Personen (darunter Casster Semenya, Santhi Soundarajan, Dutee Chand) als erste Impulse begreifen, auch im Feld des Sports Widerstand gegen eine heteronormative Klassifikation zu leisten und so eine Transformation der bestehenden Strukturen einzuleiten. Damit zeigt sich aktuell im Sport eine Entwicklung, die sich bereits vor etwa 20 Jahren im wissenschaftlichen Feld vollzogen hat. Zwar übten bereits andere intersexuelle Menschen vor Semenya Kritik an der Geschlechternormierung der Weltsportverbände, so etwa Maria José Martínez-Patiño zu Beginn der 1990er Jahre, doch ist Semenya die erste Sportlerin, die auch Kritik an der medialen Geschlechternormierung übt. Eine ähnliche Widerstandsbewegung existierte bereits im Falle Kłobukowskas, als sich die nationalen Sportverbände über die polnischen Medien gegen den Ausschluss ihrer Sportlerin aussprachen und dabei eine heteronormative Geschlechterklassifikation mit Verweis auf die Komplexität der Intersexualität kritisierten. Diese fanden in den 1960er Jahren jedoch noch keine Resonanz in den westlichen Medien. Vor diesem Hintergrund ist es Semenya und der durch sie initiierte öffentliche Protest, welcher die am Ende der 1990er Jahre vollziehende öffentliche Sensibilisierung für das Thema der Intersexualität erstmals auf den Sport erweitert und hier kritische Impulse hinsichtlich eines zukünftig adäquateren Umgangs mit intersexuellen Sportler*innen aussenden konnte.

Zwischenresümee

Das Kapitel hat gezeigt, wie im internationalen Mediendiskurs die Regulierung von Semenyas Geschlecht zum globalen Politikum wird. Dieses zeigt sich daran, dass seit Semenyas Goldmedaillensieg 2009 in Berlin nicht nur Sportmediziner*innen und Sportfunktionär*innen, sondern auch Politiker*innen, Aktivist*innen, Konkurrent*innen, Wissenschaftler*innen verschiedener Disziplinen sowie auch Familienmitglieder öffentlich in Erscheinung treten, um Kritik an der Behandlung ihres Geschlechts zu üben. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Art und Weise wie Semenyas Geschlecht im Mediendiskurs verhandelt wird maßgeblich von jener, wie Ratjen und Kłobukowska dargestellt wurden: Wurde bei Ersteren vor dem politischen Hintergrund von Nationalsozialismus und Kaltem Krieg und im Zeitalter einer weniger ausdifferenzierten Presse noch eine binäre Geschlechternormierung *ohne* kritische Gegenstimmen praktiziert, existiert im Falle Semenyas eine internationale Gegenbewegung, die sich gegen die Geschlechterpolitik der Weltsportverbände einsetzt. Insbesondere die enge Verschränkung von Medien und Öffentlich in Südafrika hat deutlich gemacht, inwiefern das Geschlecht einer einzelnen Sportlerin als Symbol des Widerstands herangezogen wird und zentrale Fragen nach der Kollektividentität einer ganzen Gesellschaft aufwirft. Ihre Kritik richtete sich dabei besonders an das, was Magubane (2014) auch als Normierung von »women of colour« (S. 763) ausführt und womit er jenes Diskursmuster beschreibt, mit dem schwarzen Frauen über den Bezug auf den Terminus der »Intersexualität« die Legitimität ihrer erbrachten Leistungen aberkannt werde. In diesem Sinne handelt es sich bei dem südafrikanischen Diskurs um einen Widerstands- und Solidaritätsdiskurs, in welchen die Strukturkategorien sex und gender mit Verweis auf ihre kulturelle Heterogenität relativiert werden und so eine heteronormative Deutung von Geschlecht in ihren Gegensatz verkehrt wird. Damit wurde deutlich, dass im südafrikanischen Mediendiskurs die im westlichen Mediendiskurs verhandelten Strukturkategorien sex, gender und sexuality vor dem historischen Hintergrund von

Apartheid und Kolonialismus gelesen und so konsequent in Beziehung stehend mit dem Differenzmerkmal race aufgefasst wurden.

Im Anschluss hieran argumentiert auch Cheryl Cooky (2013), dass die westlichen Medien im Falle Semenyas keine neutrale Berichterstattung lieferten, sondern stattdessen die Grenzen der Geschlechterbinarität auch weiterhin zu einem natürlichen Schicksal erklärten und so invasive Eingriffe an Frauenkörpern mittels Aussagen über vermeintliche Männer im Frauensport legitimierten. In diesem Sinne stellten die internationalen Wertsportverbände sowie auch die westlichen Medien machtvolle Einrichtungen dar, gehe es darum, eine spezifische Vorstellung von Geschlechtervielfalt in den Köpfen der Menschen über den Sport zu verankern. Die eigene Untersuchung hat aber auch gezeigt, dass sich eine spezifische Wissensproduktion in den Medien, so wie sie als Protest und Reaktion im südafrikanischen Mediendiskurs gegen eine westlich-heteronormative Normalisierung von Geschlecht produziert wurde, ebenso in einem umfassenden Neuerungsprozess niederschlagen kann. Vor diesem Hintergrund wurde deutlich, dass es sich bei dem medialen Intersexdiskurs zu Beginn des 21. Jahrhunderts um einen ambivalenten Diskurs handelt, welcher hinsichtlich der rhetorischen und argumentativen Deutung von Geschlecht durch die Gleichzeitigkeit von Transienz und Persistenz gekennzeichnet ist. Zwar stellt die Intersexualität nicht mehr, wie noch in den 1930er Jahren, ein gänzlich tabuisiertes Thema dar oder wird, wie in den 1960er Jahren, als kriminell-pathologische Erscheinung gedeutet. Jedoch zeigt sich, dass diese mit einem strikten heteronormativen Wissen nach wie vor als männliche Konstitution markiert wird, welche über bestimmte medizinische Syndrome (»Hyperandrogenismus«) und Geschlechtsmerkmale (Testosteron) sichtbar gemacht wird. Diese mitunter irreführende validierende und rhetorische Gleichzeitigkeit von Intersexualität und Männlichkeit lässt sich diskursgeschichtlich als Ereignis einer Übergangsphase begreifen, in welcher die Intersexualität zunehmend als eigenes Geschlecht in Erscheinung gebracht wird, die Residuen einer vormals heteronormativen Deutungspraxis jedoch noch einige Zeit lang ihre Bedeutung einfordern werden.